Magazin
für die
Deutsche Sprache.

Von

Johann Christoph Adelung.

Ersten Jahrganges viertes Stück.

Leipzig, 1783.
auf Kosten des Verfassers.
In Commission zu haben auf der hiesigen Zeitungs-Expedition, in der Buchhandlung der Gelehrten, und in der Breitkopfischen Buchhandlung.

I.

Von dem Geschlechte der Substantive.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung an den Sprachen, daß die Substantiva, oder Nahmen der selbständigen und als selbständig gedachten Dinge, in so vielen Sprachen nach dem Geschlechte in verschiedene Classen getheilet werden. Ich habe zwar davon in meinem Lehrgebäude der deutschen Sprache, S. 343. f. gehandelt, aber blos in Rücksicht auf die deutsche Sprache, daher ich hier ein wenig allgemeiner davon reden will, zumahl da ich dabey Gelegenheit haben werde, einen so wohl in meiner Sprachlehre, als auch in dem Lehrgebäude begangenen Fehler zu verbessern.

So viel ich weiß, hat keine Sprache mehr als drey Geschlechter für ihre Substantive, das männliche, weibliche und neutre. Richtiger fasset man sie auf zwey zusammen, das persönliche und sächliche Geschlecht, da sich denn das erste wieder in zwey Geschlechter, das männliche und weibliche abtheilet, das letztere aber das Genus neutrum der Lateiner ist. Der Grund davon wird sich aus dem folgenden ergeben. In man-

chen Sprachlehren nimmt man zwar oft noch mehr Geschlechter an, wie das Genus commune und Genus omne; allein das sind keine wahren Geschlechter, sondern entweder Abweichungen, oder auch nur verschiedene Anwendungen. Wenn man z. B. Pathe so wohl von dem männlichen als weiblichen Geschlechte gebraucht, der und die Pathe, er ist mein Pathe, sie war seine Pathe, so ist das mehr eine Ausnahme, als ein eigenes Geschlecht, und denn ist auch dieser Gebrauch nicht einmahl allgemein, indem in vielen Provinzen der Pathe als ein männliches Wort von beyden Geschlechtern gebraucht wird, sie war sein Pathe.

Es ist die Frage, woher diese Eintheilung der Substantive nach Geschlechtern in die Sprachen gekommen ist, und was für einen Nutzen sie in denselben hat. Daß man die Nahmen lebendiger Geschöpfe, welche in der Natur nach dem Geschlechte verschieden sind, auch in der Sprache nach eben diesem Umstande unterschied, läßt sich leicht begreifen. Allein wie konnten Menschen auf den wunderlichen Einfall gerathen, so vielen leblosen Dingen und selbst abstracten Begriffen ein Geschlecht beyzulegen, und sie dadurch gleichsam zu lebendigen Wesen umzuschaffen? Die Sache verdient eine kleine Untersuchung.

Court

Court de Gebelin glaubt in seiner Grammaire universelle, welche den zweyten Band seines Monde primitif ausmacht, S. 76. f. man habe diese Eintheilung um deswillen eingeführet, um die Rede abwechselnder, wohlklingender, und reitzender zu machen, und sie gleichsam belebt und beseelt darzustellen. Da er in dem ganzen Bande die Rede (ziemlich unphilosophisch,) als ein Gemälde behandelt, so spielt er auch hier mit diesem Bilde. Ce qui rend la Nature, sagt er, vraiment belle et animée, ce sont les Etres animés. La plus belle campagne, la perspective la plus intéressante, est froide et languissante, si l'on n'y apperçoit des Etres animés; und nachdem er auf diese Art noch eine Zeitlang fortgemahlet hat, schließt er endlich mit dem Satze, daß auch das Gemählde der Rede nicht anders reitzen und gefallen könne, wenn ihm nicht durch das von den Thieren entlehnte Geschlecht Reitz und Leben ertheilet würde. Allein es läßt sich darauf antworten: 1. der Ursprung des grammatischen Geschlechtes der Wörter fällt in die rohesten Zeiten jedes Volkes und seiner Sprache, da man nur mit dem Bedürfnisse, verstanden zu werden, zu thun hatte, und an Abwechselung, Reitz und Anmuth gewiß nicht dachte und denken konnte. Die letztere Absicht setzt schon einen beträchtlichen Grad der Cultur voraus, und würde

sich annehmen lassen, wenn erwiesen werden könnte, daß das grammatische Geschlecht erst bey der Ausbildung der Sprache eingeführet worden. 2. Wäre dieses Geschlecht zu dem Wohlklange und zu der Abänderung so nothwendig, als hier behauptet wird, so würde es nicht so viele Sprachen geben, welche dieses Geschlecht gar nicht kennen, oder diese Sprachen müßten sehr eintönig, und aller Anmuth beraubt seyn, welches sie denn wohl schwerlich werden auf sich kommen lassen.

Der verdiente und scharfsinnige Hr. Rektor **Meiner** zu Langensalza, behauptet in seiner philosophischen Sprachlehre, S. 260 f. das grammatische Geschlecht habe mit dem physischen nichts gemein, sondern sey eine bloße Classification der Substantive, welche keine andere Absicht habe, als dadurch bey der Zusammenkunft mehrerer Substantive zu zeigen, auf welches von denselben jedes Bestimmungswort zu ziehen sey, welches besonders in solchen Sprachen erforderlich gewesen, wo die Bestimmungswörter ihren Substantiven bald vor, bald aber auch nachgesetzt werden. Er bestreitet hierauf die gewöhnliche Meinung, welche hier eine Nachahmung des thierischen Geschlechtes erblicket, mit folgenden Gründen: 1. Die guten Lateiner nenneten dieses Geschlecht nicht sexus, sondern genus, Classe. 2. Käme hier

das

das thierische Geschlecht in Betrachtung, so müßten alle Sprachen schlechterdings drey Geschlechter haben, weil sich unmöglich alle Dinge entweder als männlich oder weiblich betrachten ließen, daher man für diejenigen Dinge, deren Geschlecht man nicht bestimmen wollte oder konnte, ein drittes haben müsse. Nun aber habe man doch viele Sprachen, welche nur zwey Geschlechter hätten. 3. Wäre das thierische Geschlecht hier das Muster gewesen, so würden die Sprachen in dem Geschlechte der Wörter mehr übereinstimmen; allein es sey bekannt, daß sie in diesem Stücke gar sehr von einander abweichen.

Allein diese Behauptung hat eben das und noch mehr wider sich, als die vorige Meinung. 1. Die Classification der Substantive um ihrer Bestimmungswörter willen setzt schon weit mehr Nachdenken, Aufklärung und Scharfsinn voraus, als man bey den Menschen zu der Zeit annehmen kann, da sie ihre Substantiva nach Geschlechtern eintheilten. 2. Es giebt so viele Sprachen, welche gar kein grammatisches Geschlecht kennen, und doch findet man nicht, daß dieser Mangel bey ihnen Dunkelheit oder Verwirrung verursacht. 3. Diejenigen Sprachen, in welchen die Bestimmungswörter des Substantives jederzeit vor demselben stehen, wie z. B. die

Deutsche, würden dieses Hülfsmittel nicht nöthig haben, und doch theilen sie ihre Substantive in Geschlechter. 4. Das Hülfsmittel ist bey weitem nicht hinreichend, die angegebene Absicht zu erreichen, indem theils eben so oft Substantiva eines als verschiedenen Geschlechtes zusammen kommen, theils auch die Bestimmungswörter das Geschlecht nicht so genau bezeichnen, als in diesem Falle nothwendig seyn würde. Im Deutschen bezeichnen die Bestimmungswörter des Substantives, d. i. der Artikel, das Pronomen und das Adjectiv im Plurale gar kein Geschlecht, und selbst im Singular sind manche Casus entweder in allen drey Geschlechtern oder doch in zweyen gleichlautend, der gute Mann, die gute Frau, das gute Thier. Man würde also ein sehr unschickliches Mittel gewählet haben, die angenommene Absicht zu erreichen.

Auf die von dem Herrn Verfasser angeführten Gründe gegen die Nachahmung des thierischen Geschlechtes aber läßt sich, was den ersten betrift, antworten: die Lateinische Benennung beweiset hier wohl nichts, indem derselbe blos von der Vorstellungsart der ersten Lateinischen Sprachlehrer abhänget, und bey diesen gelehrte und philosophische Kenntnisse ihrer Sprache eben so selten waren, als sie es bey Deutschen und andern Sprach-

lehrern

lehrern zu seyn pflegen. Wer aus den bisher üblich gewesenen Deutschen grammatischen Kunstwörtern, z. B. Zwischenwort, Nebenwort, Geschlechtswort u. s. f. Beweise in Ansehung des Wesens und der Bestimmung der bezeichneten Sache hernehmen wollte, würde sich gar sehr betriegen. Überdieß erhellet aus einer Stelle in dem Cicero, daß genus für sexus, wenigstens nicht ganz ungewöhnlich gewesen: hominum genus in sexu consideratur, virile an muliebre sit. Endlich heben die Beysätze masculinum, faemininum, neutrum, alle etwa noch übrige Zweifel. Die beyden übrigen Einwürfe werden sich im folgenden schicklicher beantworten lassen.

Ich sehe diese ganze Einrichtung als einen ehrwürdigen Überrest der ersten Kindheit des menschlichen Geschlechtes, und seines Verstandes an. In diesem Zustande, wo er mit den Dingen außer ihm und den Naturkräften noch so unbekannt ist, beurtheilt er alles nach sich, hält er alles für beseelt und belebt, alles so, wie sein Geschlecht, entweder für männlich oder für weiblich. Bey etwas mehr Aufklärung kommt er zwar, wenigstens in vielen Fällen, von diesem Irrthume zurück; aber dafür nimmt er nun überall höhere Wesen an, welche in den Körpern und durch sie wirken, und die denn wieder,

so wie er, entweder männlich oder weiblich sind. Beweise dieser dem rohen und noch ganz sinnlichen Menschen so eigenen Vorstellungsart, findet man nicht allein in den ältesten Büchern der heil. Schrift, in dem Homer und andern alten Überbleibseln des menschlichen Verstandes, sondern auch noch heut zu Tage unter allen rohen und sinnlichen Menschen sehr häufig. Ich kann dieses nicht besser ausdrucken, als mit Hrn. Herders Worten, in der Abhandl. über den Urspr. der Sprache, S. 82 f. „Indem die ganze Natur tönt, heißt es daselbst, so ist „einem sinnlichen Menschen nichts natürlicher, als daß „sie lebt, sie spricht, sie handelt. Jener Wilde sahe „den hohen Baum mit seinem prächtigen Gipfel und „bewunderte: Der Gipfel rauscht! das ist webende „Gottheit! der Wilde fällt nieder und betet an! — „Bey den Wilden von Nord-Amerika ist noch alles be„lebt; jede Sache hat ihren Genius, ihren Geist, und „daß es bey Griechen und Morgenländern eben so ge„wesen, zeugt ihr ältestes Wörterbuch und Gramma„tik, — sie sind, was die ganze Natur dem Erfinder „war, ein Pantheon, ein Reich belebter, handelnder „Wesen. Indem der Mensch aber alles auf sich bezog, „indem alles mit ihm zu sprechen schien, und wirklich „für oder gegen ihn handelte, indem er also mit oder „dagegen Theil nahm, liebte oder haßte, und sich alles

„mensch-

„menschlich vorstellte; so drückten sich alle diese Spuren „der Menschlichkeit auch in die ersten Nahmen. Auch „sie sprechen Liebe oder Haß, Fluch oder Segen, Sanf„tes oder Widrigkeit, und insonderheit wurden aus „diesem Gefühl in so vielen Sprachen die Artikel *). „Da wurde alles menschlich, zu Weib und Mann per„sonificirt; überall Götter, Göttinnen, handelnde, bös„artige oder gute Wesen! der brausende Sturm und „der süße Zephyr, die klare Wasserquelle und der mäch„tige Ocean — ihre ganze Mythologie liegt in den „Fundgruben, den Verbis und Nominibus der alten „Sprachen, und das älteste Wörterbuch war so ein tönen„des Pantheon, ein Versammlungssaal beyder Geschlech„ter, als den Sinnen des ersten Erfinders die Natur. „Hier ist die Sprache jener alten Wilden, ein Studium „in den Irrgängen menschlicher Phantasie und Leiden„schaften, wie ihre Mythologie u. s. f.“

Nunmehr ist es auch nicht schwer zu begreifen, nach welchen Gründen man diese Geschlechter vertheilete. Ein jedes Ding, welches männlichen Eigenschaften ähnlich war, wenn es Stärke, Lebhaftigkeit, Wirksamkeit, Er-

haben-

*) Doch nur so fern die Artikel in manchen Sprachen das Geschlecht sehr genau bestimmen; denn eigentlich haben sie eine andere Absicht.

habenheit besaß, mit einer mittheilenden, hervorbringenden und thätigen Kraft begabt war, war ein männliches Wesen, und dessen Nahme ward ein männliches Substantiv. Hingegen wenn ein Gegenstand weibliche Eigenschaften verräth, wenn er mehr Reitz als Stärke, mehr Sanftes als Lebhaftigkeit, mehr Feinheit als Kraft besitzt, und sich überhaupt mehr leidend als thätig verhält, so sahe man es als ein weibliches Wesen an, und folglich ward dessen Nahme weiblichen Geschlechts.

Aber diese rohen und ganz sinnlichen Menschen so natürliche Vorstellungsart, wie viel Schwankendes und Willkührliches hat sie nicht? Und wie viel kommt hier nicht auf die individuelle Empfindungs- und Vorstellungsart jedes Volkes an? Hierin liegt denn auch die Ursache, warum der Nahme eines und eben desselben Dinges bey dem einen Volke männlich, bey dem andern aber weiblich ist. Die Sonne ist dem Griechen und Römer ein wirksames, alles durch sein Licht und seine Wärme befruchtendes, dem Deutschen ein sanftes, reizendes, erquickendes Wesen. Bey den beyden ersten ist der Mond weiblich, weil sein Licht schwächer und sanfter ist, als das Licht der Sonne; bey dem Deutschen hingegen ist er männlich, weil man ihn als die wirkende Ursache der vornehmsten Zeittheile ansahe,

und vielleicht auch, weil man schon sehr frühe an seine Einflüsse in die Erde und in die menschlichen Schicksale glaubte. Und so mit andern Wörtern mehr. Merkwürdig ist, daß die Abstracte bey den meisten Völkern weiblich sind, weil das Leidende in ihrem Begriffe so merklich hervorsticht.

Da die Natur eigentlich nur zwey Geschlechter kennet, so glaube ich, daß die ersten und ältesten Sprachen deren auch nicht mehrere gehabt haben. Die Hebräische und ihre morgenländischen Schwestern, z. B. die Arabische, haben deren wirklich nicht mehr. So auch die Coptische, die Indostanische, die Aethiopische, die alte Angelsächsische, und von neueren Sprachen die Französische, Spanische und Portugiesische, deren Wörter insgesammt entweder männlichen oder weiblichen Geschlechtes sind.

Es scheinet, daß das menschliche Geschlecht, als es durch zunehmende Erfahrungen immer mehr aufgekläret worden, die Unschicklichkeit empfunden, sich alle Dinge und Begriffe entweder männlich oder weiblich zu denken. Daher entwickelte sich in den spätern Sprachen nach und nach ein drittes Geschlecht, das Genus neutrum, oder besser, das sächliche Geschlecht, unter welches man alle diejenigen Dinge brachte, bey welchen es

einleuchtete, daß man sie nicht als lebendige Wesen betrachten, folglich ihnen auch kein thierisches Geschlecht beylegen könnte; coelum, verbum, das Haus, das Wort. Und dieses Geschlecht ließ sich denn auch füglich auf solche Nahmen anwenden, mit welchen man lebendige Dinge ohne Rücksicht auf ihr physisches Geschlecht bezeichnen wollte: das Pferd, das Schwein, das Huhn, das Thier.

Dieses dreyfache Geschlecht findet sich nur vorzüglich in denjenigen Sprachen, welche zur Zeit der mittlern Cultur des menschlichen Geschlechts entstanden sind, z. B. der Griechischen, Lateinischen, Mösogothischen, Deutschen, Isländischen, Schwedischen, Albanischen, Slavonischen und allen ihren Töchtern, der Russischen, Pohlnischen, Böhmischen, Wendischen u. s. f.

Die Dänische Sprache weicht von allen mir bekannten darin ab, daß sie nur zwey Geschlechter kennet, das persönliche, welches ohne allen nähern Unterschied von männlichen und weiblichen Dingen gebraucht wird, und das sächliche, welches mit dem Genere neutro anderer Sprachen übereinkommt.

Ich habe in meinem Lehrgebäude behauptet, daß die Vertheilung der Substantive nach Geschlechtern so tief

in

in der menschlichen Vorstellungsart gegründet sey, daß sie sich in allen bekannten Sprachen finde. Allein in dem letztern Satze habe ich mich geirret, wovon mich schon die Englische Sprache hätte überzeugen können, wenn sie mir eben eingefallen wäre. Wir haben wirklich sehr viele Sprachen, worin die Substantive gar nicht nach Geschlechtern eingetheilet werden, und zwar so wohl in Asien, als in Europa, Afrika und Amerika. Ich will nur einige zur Probe anführen, und zwar nur solche, von welchen ich Sprachlehren bey der Hand habe.

Die Chinesische, welche überhaupt viel eigenes vor allen bekannten Sprachen hat, welches die Betrachtung eines Sprach-Philosophen verdienet. Genera sunt nulla, sagt Bäyer von ihr in seinem Museo Sinico. S. 19.

Die Malayische. Ge. Heinr. Werndly sagt von ihr in seiner Maleische Spraakkunst, Amsterdam, 1736, gr. 8, S. 55. f. De naamwoorden (Substantiva) zyn by de Maleiers geen verandering ten opzicht van hun geslacht, getal, of naamval, in hunnen uitgang, onderworpen; schoon 't geslacht en getal in eenige Arabische woorden mag gehouden worden, gelyk in 't Arabisch; maar zy worden door eene omschryving te kennen gegeven.

Die

Die Persische. Nomina persica siue substantiva, siue adjectiua fuerint, genera non distinguunt. Hinc generis notas plane nullas habent. Angeli a S. Josepho Gazophylaz. linguae persicae, S. 12.

Die Türkische. Genus vnicum est seu inuariabile, Andr. dü Ryer in Rudim. linguae Turc.

Die Amharische oder Abyssinische. Inanimata genere prorsus carere videntur. Job. Ludolf in Lexico Amhar. S. 40.

Von Europäischen, die Ungarische, Finnländische, Esthnische, Lappländische und Englische.

Von Amerikanischen die Childugische in Chili, nach des Bern. Havestadt Rebus Chilens.

Alle diese Sprachen haben indessen Mittel, das physische Geschlecht, wenn es ausdrücklich bezeichnet werden muß, entweder durch Ableitungssylben oder auch durch Umschreibung zu bezeichnen, welches denn oft die Sprachlehrer verleitet, wirklich zwey Geschlechter in diesen Sprachen anzunehmen. So wird in Königs Engl. Grammatik ausdrücklich behauptet, daß die Engländer drey Genera haben, wie die Deutschen, und doch kommt der ganze Unterschied des Geschlechts entweder auf die Ableitungssylbe ess oder auf die vorgesetzten Wörter the

und

und she, cock und hen u. s. f. an. Allein ein anderes ist, Mittel haben, das physische Geschlecht, da wo es nothwendig ist, bezeichnen zu können, und ein anderes, allen Dingen und ihren Nahmen ein gewisses Geschlecht beylegen. Das sicherste Mittel, die Abwesenheit des grammatischen Geschlechtes in einer Sprache zu erkennen, ist dieses, wenn die Bestimmungswörter des Substantives, z. B. die Artikel und Adjectiva kein Geschlecht annehmen, welches von der Englischen Sprache unläugbar ist.

Es ist der Mühe werth, die Ursachen zu untersuchen, welche manche Sprachen haben konnten, dieses grammatische Geschlecht wieder zu vernachlässigen. Ich glaube, es sind solches vornehmlich folgende zwey. 1. Die größere Aufklärung des menschlichen Geschlechtes, welches von den Irrthümern seiner Kindheit nach und nach zurück gekommen ist, und daher in den neuern Sprachen, zu welchen es während dieser Aufklärung veranlasset worden, dieses grammatische Geschlecht wieder vernachlässiget hat. 2. Eine mehrmahlige wesentliche Veränderung einer Sprache und Vermischung mit andern. Wir haben viele Sprachen, von welchen diese Vermischung bekannt ist, z. B. die Englische, Türkische, Persische u. s. f. Da nun das verschiedene Geschlecht, welches ein

und eben dasselbe Ding in zwey und mehrern zusammen fließenden Sprachen hat, Verwirrung verursachen mußte, so ließ man das Geschlecht ganz fahren, zumahl da man bey mehrerer Aufklärung von dem Mangel des Nutzens desselben dunkel überzeugt werden mußte. Ich glaube, diese Ursache wird in den meisten Fällen die einige wahre seyn. Von der Englischen scheinet sie es unstreitig zu seyn, weil sie aus der Angelsächsischen und Französischen zusammen geschmolzen ist.

Die Art, wie die Sprachen, welche ihre Substantive nach Geschlechtern eintheilen, dasselbe in jedem einzeln Falle bezeichnen, verdiente gleichfalls eine Erwägung, indem manche Sprachen das Geschlecht durch eigene Endungen an den Substantiven ausdrücken, wie die Griechische und Lateinische, andere keine solche Geschlechtsendungen haben, wie die Deutsche, und mit ihr viele andere Sprachen, daher das Geschlecht hier in den meisten Fällen nur aus den Bestimmungswörtern, und besonders dem Artikel erkannt werden kann. Allein es würde mich dieses hier zu weit führen, daher ich diesen Aufsatz mit einigen wenigen Anmerkungen beschließen will. 1. Das Geschlecht der Substantive hängt ganz von der Vorstellungsart ab, welche sich die Urheber jeder Sprache von den Dingen und ihren Eigenschaften

machten,

machten, und nach ihrer eingeschränkten Kenntniß machen konnten. Daher weicht es nicht allein in mehrern Sprachen, sondern auch in mehrern Mundarten einer und eben derselben Sprache so sehr ab, indem dasjenige Wort, welches in der einen Sprache oder Mundart männlich ist, in der andern weiblich, und in der dritten sächlich ist. Wie sehr die Deutschen Mundarten in Ansehung des Geschlechtes vieler Wörter abweichen, erhellet zum Theil aus meinem Lehrgebäude, Th. 1, S. 361 f. 2. Da das Geschlecht der Wörter ganz von der individuellen Empfindungs- und Vorstellungsart der ersten Spracherfinder abhängt, so läßt sich auch in allen Sprachen davon so wenig nach Regeln bestimmen, indem, die wenigen Fälle ausgenommen, wo das physische Geschlecht zur Richtschnur dienet, das Geschlecht der meisten übrigen Wörter bloß aus der Übung erlernet werden muß. 3. Eben dieses macht aber auch die Erlernung mancher Sprachen so schwer, besonders solcher, welche keine eignen Geschlechtsendungen für die Substantive haben. Da nur das Geschlecht heut zu Tage keinen erweislichen Nutzen mehr hat, indem die oben angeführten Sprachen es ohne allen Nachtheil entbehren können, so kann man es eben für keinen Vorzug einer Sprache halten, daß sie es hat, ob es gleich ein wichtiger Beweis ihres ehrwürdigen Alterthumes ist.

Hätten Sprachlehrer, und Schriftsteller überhaupt, das Recht, willkührliche Veränderungen in einer Sprache vorzunehmen, oder wie sie es lieber nennen, ihre Sprache auszubilden, so würde ihnen die Abschaffung des Geschlechtes vorzüglich zu empfehlen seyn, weil es die Erlernung der Sprachen nur erschweret, ohne einen verhältnißmäßigen Nutzen zu haben.

2.

Von der Declination fremder Wörter und Nahmen.

Viele fremde Wörter haben im Deutschen bereits das Bürgerrecht bekommen, und diese machen weiter keine Schwierigkeit, weil sie so wie andere Bürger auf Deutsche Art decliniret werden. Allein eine große Menge anderer hat noch ihre ganze ausländische Gestalt, und da ist man oft in Verlegenheit, ob und wie man sie im Deutschen declinieren soll, und im letztern Falle, ob solches auf Deutsche oder auf ihre eigene Art geschehen müsse.

Da die Sprachen, aus welchen diese Wörter entlehnet sind, in Ansehung der Declination verschiedenen Analogien folgen, und diese Analogien wieder von der Deutschen unterschieden sind, so erhellet schon daraus, daß sich nicht für alle Wörter dieser Art eine allgemeine Regel angeben lasse, sondern daß man für jede Classe von Wörtern diejenige Analogie aufsuchen müsse, welche der Verständlichkeit, dem grammatischen Wohlstande, und der eigenen Art jeder Sprache am gemäßesten ist.

Der vornehmste Unterschied beruhet darauf, daß einige von den fremden Sprachen vollständige Declinations-Zeichen haben, wie die Griechische und Lateinische, andere aber gar keine, und höchstens nur die Mehrheit im Plural bezeichnen. Von beyden unterscheidet sich die Deutsche Declination, indem sie zwischen beyden in der Mitte stehet, und nur einige Casus aber nicht alle bezeichnet. Es ist daher nothwendig, von jeder Classe besonders zu reden.

I. Declination der Lateinischen Wörter.

Da die Griechischen Wörter und Nahmen, welche im Deutschen gebraucht werden, durch die Lateinische Sprache zu uns gekommen sind, und beyde Sprachen, überhaupt genommen, in der Declination sehr übereinkommen, so darf ich die Griechischen Wörter hier eben nicht besonders nennen, sondern sie folgen insgesammt der Analogie der Lateinischen.

Beyde Sprachen unterscheiden sich von den meisten übrigen dadurch, daß sie vollständige Declinations-Zeichen haben, d. i. jeden oder doch fast jeden Casum durch seine eigene Biegungssylbe andeuten können. Sie haben daher eigene Biegungssylben selbst für den Nominativ des Singulars, welcher gemeiniglich zugleich das Geschlecht

schlecht bezeichnet; Mens-a, Domin-us, Ign-is. Die Deutsche Sprache weiß von dieser Geschlechts- und Biegungssylbe des Nominatives nichts, sondern bezeichnet im Singular nur am häufigsten den Genitiv, und seltener den Dativ. Zwar hat man im Deutschen in vielen Fällen eine eigene Endung für den Nominativ des Plurales; allein diese druckt nur den Umstand der Mehrheit überhaupt, nicht aber das Verhältniß des Nominatives in der Mehrheit aus. Außer dem bezeichnet die Deutsche Declination im Plural nur allein den Dativ und weiter nichts, dagegen die Griechische und Lateinische Sprache außer dem noch den Genitiv, und oft auch den Accusativ andeuten.

Ich setze als bekannt voraus, daß die Casus-Zeichen, d. i. diejenigen Sylben, welche den und jenen Casum bezeichnen, weder leere noch willkührliche Schälle sind, dergleichen in den Sprachen überhaupt nichts ist, sondern daß sie das Verhältniß, welches durch jeden Casum angedeutet werden soll, dunkel ausdrucken; ich sage dunkel, weil die ganze Flexion bey der Kürze der dazu gebrauchten Sylben nur dunkle Begriffe gewähren kann.

Nachdem dieses vorausgesetzt worden, will ich erst die fehlerhaften Arten, wie die Lateinischen Wörter seit einiger Zeit behandelt zu werden pflegen, anzeigen, und dann die bessern bemerken.

1. Man gebraucht den Nominativ des Singulares ungeändert durch alle Casus, und oft auch im Plural, und glaubt, daß der vorgesetzte Deutsche Artikel den Casum bereits hinlänglich bezeichne: das Verbum, des Verbum, dem Verbum, Plural, die Verbum, der Verbum, den Verbum; ich bedaure, daß ich nicht Gelegenheit gehabt, eine vortrefliche Editio princeps zu sehen, in der Vorrede zu dem übersetzten Harwood. Oder wenn es hoch kommt, so bezeichnet man allenfalls den Plural, doch so, daß man dessen Nominativ auf die obige Art durch alle Casus unverändert gebraucht: die Versammlung der Professores; die erste Ausgabe der Officia Ciceronis, oder von den Officia Ciceronis; ich ward im Stande (in den Stand) gesetzt, die Ausgaben von vielen Editiones principes zu berichtigen, in dem übersetzten Harwood. Allein, wenn man erwägt, daß die Biegungssylbe jedes Casus ihr eigenes bestimmtes Verhältniß bezeichnet, welches jeder, welcher im Latein nicht ganz unerfahren ist, wenigstens dunkel empfindet, so müßte man ein sehr hartes Gefühl haben, wenn man das Widrige dieser Art zu decliniren nicht empfinden sollte, indem man daselbst das Verhältniß des Nominatives an dem Worte selbst, das Verhältniß eines andern Casus aber an seinem Bestimmungsworte, oder dem Artikel ausdruckt. Hierzu kommt noch,

noch, daß der Artikel kein bloßes Casus-Zeichen ist, sondern eine ganz andere Bestimmung hat. Was die Barbarey an dieser Declination noch vermehret, ist dieses, daß der Artikel, so wie alle Bestimmungswörter in allen Sprachen, den Casum und das Geschlecht ihres Substantives annehmen müssen. Hier aber stehet das Substantiv in dem Nominative, und der Artikel in einem jeden andern beliebigen Casu.

2. Oder man läßt zwar den Nominativ des Lateinischen Wortes ungeändert, hänget ihm aber, wo es angehet, Deutsche Declinations-Sylben an: der Concursus, des Concursusses, dem Concursusse, Plur. die Concursusse; die Corpusse des Delictums; des Verbums, des Adverbiums. Da man denn wohl gar im Plural den Niederdeutschen Biegungs-Laut s anzuhängen pflegt, welcher nicht einmahl Hochdeutsch ist: die Verbums, die Adverbiums, die Pronomens, die Paters, die Confraters. Diese Art zu declinieren ist, wo möglich, noch barbarischer, als die vorige, wovon man sich, wenn man es nicht auch schon empfinden sollte, doch leicht überzeugen kann, wenn man nur erwäget, daß in einem solchen Worte zwey Biegungssylben zusammen kommen, eine Lateinische, welche den Nominativ der Einheit bezeichnet, und eine Deutsche,

welche den Genitiv, oder wohl gar einen oder den andern Casum der Mehrheit ausdruckt. Ich weiß nicht, ob sich in Sprachen noch etwas erdenken läßt, welches mehr barbarisch wäre. Hierzu kommt noch, daß das s, wenn es den Plural bilden soll, nicht einmahl eine Hochdeutsche Declinations-Sylbe ist.

Man führet zur Entschuldigung dieser höchst verwerflichen Declinations-Arten an, daß man Ungelehrten dadurch den Gebrauch der Lateinischen Wörter erleichtern wolle. Allein, was haben diese mit solchen Wörtern zu schaffen, und was kann ihnen mit dieser Erleichterung gedient seyn. Sind sie so unwissend, daß sie kein Lateinisches Wort decliniren können, so werden sie es auch gewiß nicht verstehen, und daher sollten sie sich schlechterdings nicht damit bemengen, sondern bey ihrer lieben Muttersprache bleiben. Überdieß wüßte ich auch beynahe keinen einigen wirklichen Gelehrten, oder nur einen der Römischen Sprache kundigen Mann, bey welchem ich diese Art zu decliniren angetroffen hätte.

Die einigen rechtmäßigen und der Natur beyder Sprachen angemessenen Wege, diese Wörter zu behandeln, sind demnach folgende.

1. Daß man diese Wörter auf deutsche Art declinire, aber nicht gerade zu und ohne Unterschied. Ich habe

im

im vorigen schon gesagt, daß die Lateinischen Wörter meistentheils mit einer eigenen Endung für den Nominativ versehen sind; dergleichen Wörter lassen sich nun eigentlich nicht, wenigstens nicht ohne Vorbereitung auf deutsche Art decliniren, weil wir sonst wieder auf die vorige barbarische Verbindung einander widersprechender Casus-Zeichen gerathen würden. Man merke demnach folgendes. 1) Diejenigen Griechischen und Lateinischen Wörter, welche im Nominative des Singulars keine eigentlichen Casus- und Geschlechtszeichen haben, und folglich deutschen Substantiven ähnlich sehen, lassen sich nach einer der deutschen Declinationen biegen; z. B. der Onyx, des Onyxes, die Onyxe; der Styx, des Styxes, dem Styxe, die Styxe; der Jaspiß, des Jaspisses, dem Jaspisse, die Jaspisse; der Rumör, des Rumores, dem Rumore, die Rumore; welche alle meiner ersten Declination folgen. Ferner, der Charakter, des Charakters, Pl. die Charakter; der Marmor, des Marmors, die Marmor; der Archiater, des Archiaters, die Archiater; der Sequester, des Sequesters, die Sequester; gerade so wie im Deutschen der Anker, des Ankers, die Anker. Ferner gehören dahin weibliche Wörter auf ein e, weil hier die fremde Geschlechtssylbe mit dem deutschen weiblichen e übereinkommt, daher die meisten Wörter dieser Art

sich

sich nach der siebenten deutschen Declination bequemen: die Ekloge, die Eklogen; die Ode, die Oden. So auch die eigenen Nahmen: Cäsar, Cäsars, Cäsarn; Cicero, Ciceros oder besser, Cicero's; Solon, Solons; Chloe, Chloens, Chloen; Zevs, Zevsens, Zevsen; Ajax, Ajaxens, Ajaxen; wo die deutsche Declination nichts Widriges hat, weil diese Wörter mit keiner eigenen Biegungssylbe für den Nominativ versehen sind, daher sie als Wurzelwörter gelten, welche sich nach jeder Sprache biegen lassen.

2. Allein, da die Lateinischen und Griechischen Substantiva nur selten aus solchen unausgebildeten Wurzeln bestehen, so lassen sich auch nur wenige auf solche Art decliniren. Die meisten sind mit allerley Nachsylben versehen, welche theils diesen Sprachen allein eigen sind, und daher der deutschen Declination im Wege stehen. Diese Nachsylben sind nun: 1) wahre Ableitungssylben, welche wesentlich zu dem Begriffe des Wortes gehören, und daher auch von demselben nicht getrennet werden können: magist-er, nom-en, verb-um, ad-verbium, daher nicht erlaubt ist, z. B. das Verb, oder Adverb zu sagen, eben so wenig, als es erlaubt ist Archipelagus, Hercules, Origenes, Diogenes u. s. f. in Archipel, Hercul, Origen und Diogen zu ver-

für-

kürzen, weil hier wahre Ableitungssylben, welche zum Begriffe des Wortes gehören, weggeworfen werden. Mag es doch seyn, daß die Französische Sprache derglei=chen Verstümmelungen erlaubt; alle ihre Wörter sind durch mehrmalige Vermischung mit andern Sprachen schon längst verstümmelt worden, daher ihre Sprache, welche fast nichts eigenes mehr hat, an diese Verunstal=tungen schon längst gewöhnt ist. Nicht so die Deutsche, deren Bau sich noch ganz rein und unverfälscht erhalten hat, daher man es sogleich wenigstens dunkel empfindet, wenn ein wesentlicher Theil des Wortes mangelt. Da=her sind auch alle verstümmelte eigene Nahmen, wie Franz, Hans, Claus, Matz, Heinz, u. s. f. niedrig und der edlen Schreibart unwürdig. Allein, wenn sich nun eine Ableitungssylbe auch nicht wegwerfen läßt, so läßt sie sich doch oft mit einer gleich bedeutenden Deut=schen vertauschen. Für Linea, Columna, Epicuraeus, Arianus, Decembris, Atheniensis, Familia, Ae-gyptius, kann man Linie, Columne, Epicuräer, Arianer, December, Athenienser, Familie, Ägyptier sagen. In noch andern Fällen läßt sich nach dem Vor=gange der Franzosen ein Consonant aus den Casibus obliquis heraufnehmen, um dem Nominative eine deut=sche Gestalt zu geben: Dignität, Quantität, Ser=mon, Horizont, Adoption, Nation, Atlant, De=

mant,

mant, Client, Patient, Opponent, u. s. f. von Dignitas, Adoptio, Natio, Atlas, Demas für Adamas, Cliens, Patiens, Opponens. Oder 2) es sind Biegungssylben, d. i. solche Sylben, welche entweder das Geschlecht oder den Nominativ, und oft beyde zugleich bezeichnen. Da die deutschen Substantiva keine Geschlechts- und Biegungssylben für den Nominativ haben, so können die damit versehenen fremden Wörter auch nicht ehe auf deutsche Art decliniret werden, als bis jene weggeworfen worden. Die Ursache ist leicht einzusehen, zweyerley Biegungssylben aus verschiedenen Sprachen, welche einander widersprechen, sind in jeder Sprache barbarisch. Folglich Form, Ideal, Canal, Scandal, Audienz, Capellan, Delphin, Monarch, Februar, Atheist, Attribut, Bibliothek, Diplom, Element, Apostel, Duel, Singular, Plural, Syntax, von Forma, Ideale, Canalis, Scandalum u. s. f. Da sich denn nach weggeworfener Biegungssylbe die vorhergehende fremde Ableitungssylbe oft mit einer Deutschen vertauschen läßt: Register, Fabel, Formel, Insel, Artikel, Discipel, Scrupel, Titel, von Registrum, Fabula, Formula, Insula, Articulus, Discipulus, Scrupulus und Scrupulum.

Welche Lateinische Nachsylben nun eine oder die andere dieser Behandlungsarten verstatten, habe ich in

mei-

meiner Sprachlehre und in meinem Lehrgebäude ausführlich gezeiget, daher ich solches hier nicht wiederholen will.

Allein wenn sich nun ein Wort nicht auf eine der vorigen Arten behandeln läßt, besonders wenn es sich auf eine bloße Ableitungssylbe endigt, welche nicht weggeworfen werden darf, und sich doch auch nicht mit einer gleich bedeutenden Deutschen ersetzen läßt, da ist kein anderes Mittel übrig, als 3. ein solches Wort, wenn man es nicht entbehren kann, auf seine eigenthümliche Art zu decliniren, weil jede andere Art eine wahre Barbarey seyn würde. Folglich: die Stelle dieses Adverbii, die Abweichung mancher Verborum, die Verbindung des Nominis mit dem Verbo, von dem Examine weggehen. Ich weiß nicht, was für Schwierigkeiten man in den neuern Zeiten hierin gefunden hat. Sollten unsere heutigen Mode-Schriftsteller des Lateines schon so sehr entwöhnet seyn, daß sie die wenigen im Deutschen vorkommenden Wörter auch nicht einmahl mehr zu declinieren wüßten? Glaubt man, daß der Gebrauch des Wortes selbst den guten Geschmack nicht beleidiget, so ist solches von der Lateinischen Declination gewiß nicht zu besorgen, zumahl da jede andere Behandlungsart, wie aus dem obigen erhellet, barbarisch, d. i. wider die Analogie beyder Sprachen ist.

II. Declination der Französischen Wörter.

Die alte Vorliebe der Deutschen zu Frankreichs Cultur, Sitten und Sprache, hat von Zeit zu Zeit eine Menge Französischer Wörter in die Deutsche Sprache gebracht, welche nunmehr zum Theil unentbehrlich geworden sind, daher es nur darauf ankommt, sie gehörig zu declinieren. Allein da diese Wörter in Ansehung der Aussprache von je her auf verschiedene Art behandelt worden, so lassen sie sich auch nicht insgesammt nach einer und eben derselben Analogie decliniren.

1. Einige werden entweder ganz oder doch zum Theil, besonders in der Endsylbe, auf Deutsche Art ausgesprochen, welches denn ein Beweis ist, daß die Sprache einmahl auf dem Wege war, sie zu Bürgern aufzunehmen. Alle diese Wörter lassen sich nach einer der Deutschen Declinationen beugen. Z. B. nach meiner ersten: Accord, Affront, Credit, Baldachin, Concert, Coujon, Harlekin, Marquisat, Postillon, Profit, Project; wohin auch alle auf ein betontes l, auf it, und auf ein geschärftes et, ot und out gehören: Carousſel, Cartel, Ceremoniel, Ballet, Billet, Blanquet, Cabinet, Schafot. Da diese Wörter einmahl nach Deutscher Art gesprochen werden, und ihre Endsylbe geschärft ist, so sollte man auch billig den End-Consonanten verdoppeln,

peln, weil er in der Verlängerung des Wortes schlechterdings doppelt lautet: Cartell, des Cartelles, die Cartelle, das Cabinett, des Cabinettes, die Cabinette. Ferner nach der zweyten, viele auf ent, wenn es nach Deutscher Art lautet: Avertissement, Detachement, Parlament, Regiment. Nach der Dritten: Caliber, Constabler, und alle auf ier, wenn sie auf Deutsche Art gesprochen werden, nur daß sie im Dative des Plurales, um des Wohllautes willen en statt n bekommen: der Officier, des Officiers, dem Officier, Plur. die Officier, den Officieren. So auch Courier, Bandelier, Bombardier, Brigadier, Füselier, Furier, Grenadier, u. s. f. Gemeiniglich decliniert man diese Wörter nach der ersten, wenigstens im Plural, die Officiere, die Couriere. Allein die dritte Declination ist für sie die schicklichste, weil auch die Deutschen Wörter auf er derselben folgen. Wer sie aber wider den bessern Gebrauch ja nach der ersten beugen will, muß auch im Dative des Singulars dem Officiere, dem Couriere, u. s. f. sagen, weil das e in der ersten Declination charakteristisch ist. Den Plural auf s zu machen, die Officiers, die Couriers, ist wieder barbarisch, weil s keine Deutsche Biegungssylbe für den Plural ist, diese Wörter aber um der Deutschen Aussprache willen auch auf Deutsche Art declinieret werden müssen.

Dahin gehören auch die auf ein e, welche ihre ausländische Aussprache dem Anscheine nach behalten, aber doch darin abweichen, daß das im Französischen völlig stumme e im Deutschen mehr gehöret wird. So wohl weibliche, welche denn nach der siebenten Deutschen Declination gehen: Addresse, Affaire, Allee, Ambassade, Alliance, (nicht Allianz, welches wider die Aussprache ist,) Attaque, Avantüre, Cabale, Maitresse u. s. f. Im Plurale, die Addressen, Affairen, Alleen, Alliancen, u. s. f. Als auch die männlichen, welche gern nach der Vierten gehen, wie der Eleve, des Eleven, dem Eleven, die Eleven. So auch Page, Domestique, Novice, Complice, u. s. f.

2. Andere werden völlig auf Französische Art ausgesprochen, und diese behalten denn auch ihre fremde Declination, d. i. sie bleiben im Singular unverändert, und bekommen im Plural ein s, nur mit dem Unterschiede, daß man dieses s im Deutschen stärker hören läßet, als im Französischen: der Garant, des Garant, die Garants; der Balcon, des Balcon, die Balcons; der Souverain, des Souverain, die Souverains; das Campement, des Campement, die Campements; der Ambassadeur, des Ambassadeur, die Ambassadeurs. Oft pflegt man diesen Wörtern im

Genitive

Genitive des Singulars noch ein s anzuhängen, des Ambassadeurs, Garants, Campements u. s. f. Allein, ich sehe nicht ein, wie man dieses vertheidigen will; indem diese Wörter wegen ihrer völlig fremden Aussprache, keiner Deutschen Declination fähig sind. Wer den Genitiv auf Deutsche Art bilden will, muß auch den Plural so machen, und folglich die Garante, die Ambassadeure sagen; welches aber wider den Gebrauch ist.

3.
Von neuen Wörtern durch die Ableitung.

In allen Sprachen theilen sich die Wörter in Wurzelwörter, abgeleitete Wörter, und zusammen gesetzte Wörter. Wurzelwörter sind allemahl einsylbig, und sind die ersten und ältesten Wörter in der Sprache: hin, her, vor, Haus, Bär, geh. Ihre Anzahl ist in allen Sprachen sehr klein, immer zwischen drey und sechs hundert, und der menschliche Verstand würde sehr übel daran seyn, wenn er nicht in den beyden folgenden Arten Mittel hätte, die Nahmen der Begriffe zu vervielfältigen. Abgeleitete Wörter sind solche, wo ein Nebenbegriff vermittelst einer einzelen Sylbe, welche nicht mehr als ein eigenes Wort gangbar ist, an einem Worte bezeichnet, und dadurch ein neues Wort gebildet wird: Lieb=e, von lieb, Eigen=thum, König=inn, Selig=keit, erd=en. Zusammen gesetzte Wörter endlich sind solche, wenn zwey Wörter als Ausdrücke klarer Begriffe zu einem verbunden werden: Groß=muth, Selbst=gefühl, Hülfs=mittel, Freuden=fest.

Die Gränzen, wo sich zwey Classen scheiden, lassen sich nicht in allen Fällen genau angeben. Im Ganzen

kommt es auf die Klarheit des Begriffes an, welche der hinzu kommende Theil hat. Ist der Begriff sehr dunkel, so dunkel, daß auch der hinzu kommende Theil als ein eigenes Wort veraltet ist, wie ey, heit, isch, lich, schaft, zig, u. s. f. so giebt er ein abgeleitetes Wort, weil ein so dunkeler Ausdruck allenfalls nur einen Nebenbegriff bezeichnen kann. Ist aber der hinzu kommende Theil der Ausdruck eines klaren Begriffes, wie in den obigen Beyspielen, Muth, Gefühl, Mittel, Fest, so gibt er ein zusammen gesetztes Wort.

Die immer fortschreitende Cultur des menschlichen Verstandes ist an diesen drey Arten von Wörtern überaus sichtbar. Die Wurzelwörter sind in jeder Sprache immer die ersten Laute, und sie machten lange Zeit das ganze Wörterbuch der Sprache aus. Allein, da sie nur immer den am meisten hervor stechenden Begriff, und auch diesen nur sehr dunkel bezeichneten, so mußten Ton, Mine und Geberde die Nebenbegriffe ausdrücken, wobey denn noch immer viel zu errathen übrig blieb. Nach und nach lernte man diese Nebenbegriffe durch einsylbige Laute an den Wurzelwörtern dunkel ausdrucken, und man kann sich vorstellen, wie froh der menschliche Verstand gewesen seyn müsse, als er ein Mittel wußte, das Spiel der Pantomime und der Geberden zu entbeh-

ren, welches bey der sich immer mehr verengenden Gesellschaft, und dem dadurch immer mehr vermehrten Bedürfnisse zu sprechen, ihm endlich sehr lästig werden mußte. Er beobachtete daher wirklich in manchen Sprachen, z. B. in der Griechischen und Römischen weder Ziel noch Maß, und häufte die Ableitungssylben so sehr, daß man sich fast gar nichts mehr dabey denken konnte: aedificatiuncula, oratiuncula. In den neuern Sprachen schränkte man daher den Gebrauch der Ableitungssylben wieder ein, übertrieb aber dafür die Zusammensetzung, welche schon die Griechische Sprache übertrieben hatte, bis endlich die immer weiter schreitende Aufkläzung auch hier Ziel und Maß vorschrieb.

Dieser Fortschritt des menschlichen Geistes ist denn auch die Ursache, daß heut zu Tage keine Wurzelwörter mehr, nur wenig abgeleitete Wörter, aber weit mehr zusammen gesetzte Wörter gebildet werden können.

Keine Wurzelwörter, weder in der Deutschen, noch in irgend einer andern ausgebildeten Sprache; eine Erscheinung, welche sich der leicht erklären kann, dem die Sprache ursprünglich nichts als Nachahmung des Naturlautes ist, die aber einem jeden andern unauflöslich bleiben muß. Die Zahl der Wurzelwörter beträgt selten über wenige hundert; die Zahl der Begriffe über-

steigt

steigt viele tausend, und die Zahl der Wörter, welche durch willkührliche Verbindung der Buchstaben möglich sind, übersteigt alle Vorstellung. Würde man diesen Reichthum nicht genützt haben, wenn die Sprache aus verabredeten willkührlichen Tönen entstanden wäre, zumahl da bey der gegenwärtigen engern Gesellschaft und den aufgeklärtern Begriffen eine solche Verabredung, wenn sie anders möglich wäre, weit leichter bewerkstelliget werden könnte, als in der Kindheit des menschlichen Geschlechtes? Siehet man die Sprache ursprünglich als eine Nachahmung der Naturlaute an, so wird alles hell. Der merklich von einander unterschiedenen Naturlaute ist nur eine kleine Anzahl, und da diese zu den nöthigen Bedürfnissen sehr bald erschöpft wurden, so blieb für den neuen Wachsthum an Begriffen kein Wurzellaut mehr übrig, daher sich der menschliche Verstand hier neue Wege bahnen mußte.

Hierzu kommt noch, daß der Ausdruck eines Begriffes durch einen ähnlichen hörbaren Laut wirklich die Kindheit des menschlichen Verstandes verräth; aber doch eine unentbehrlich nothwendige Kindheit, ohne welche er nie weder Jüngling noch Mann werden konnte. Allein, nun da er wirklich ein Mann ist, schämet er sich des Gängelwagens seiner Kindheit, fliehet, so sehr er

kann, alle Onomatopöien, weil sie nur einen dunkelen Nebenbegriff gewähren, und er nun überzeugt ist, daß durch die Sprache klare Vorstellungen, nicht aber dunkele Nebenbegriffe erweckt werden sollen.

Ist nun gleich die Onomatopöie, diese fruchtbare Quelle seiner Kindheit, für ihn als Mann versieget, so sind doch die Ableitung und Zusammensetzung noch ziemlich reichhaltige Fundgruben für ihn, Nahmen für neue Begriffe zu bekommen. Ich handle hier blos von der erstern und verspare die Zusammensetzung bis zu einer andern Zeit.

Zuvörderst ist nothwendig, die bekanntesten Ableitungssylben mit einem Blicke zu übersehen. Sie theilen sich in Vorsylben, welche dem Worte vorgesetzet werden, und in Nachsylben, welche hinten an dasselbe angehänget werden. Beyde sind in Ansehung des Begriffes, welchen sie bezeichnen, und bezeichnen können, wieder von verschiedener Art. Sie bestehen entweder 1. aus sehr kurzen Sylben und einzelen Buchstaben, welche wegen der Unvollständigkeit ihres Lautes den verlangten Begriff nur sehr und oft nur äußerst dunkel bezeichnen können. Dahin gehören von Vorsylben be oder b, und ge oder g: berühren, bereiten, breiten, beleben, bleiben, ehedem beleiben, gestehen, glauben,

ben, ehedem gelauben, Gnade, getrost, gehässig, Gemurmel, Geflister. Von Nachsylben aber:

ch, ich, Mol = ch, Ler = ch, hor = ch = en, von hören, Attich, Bottich, Gänserich.

d, de, Jag = d, Schul = d, Freu = de, Gemähl = de, von jagen, sollen, freuen, mahlen.

e, Fläch = e, Blas = e, Achs = e, Lieb = e.

f, hüp = f = en von heben, Kop = f, Pfrop = f.

ft, Vernun = ft, Ankun = ft, von vernehmen, kommen.

g, ig, Pfennig, Käfig, gütig, Zeisig, pein = ig = en.

k, win = k = en, Vol = k, kran = k.

l, el, Flüg = el, Schlüss = el, dunk = el, ek = el, klüg = el = n, streich = el = n.

n, en, Lad = en, Beck = en, lieb = en, krach = en, ob = en, selt = en, gold = en, zeich = n = en, seh = n = en.

r, er, zitt = er = n, größ = er, hölz = er = n, bitt = er, Ad = er, Mahl = er, Bürg = er.

s, es, Kleck = s, Hül = s = e, Bar = s, Wamm = es, Abend = s.

sch, aus isch verkürzt, fal = sch, Deut = sch, Men = sch, klat = sch = en.

st, ste, Kun = st, Brun = st, Gun = st, Ge = winnst, von können, brennen, gönnen, gewinnen, der lieb = st = e, der dreyßig = st = e.

t, th, te, Gebur = t, Fur = t, Far = th oder Fahr = t, Bar = t, Furch = t, zwey = te.

Oder 2. aus wahren und vollständigen Wurzelwörtern, welche ehedem auch für sich allein üblich und allgemein verständlich waren. Und diese sind wieder von gedoppelter Art. 1) Uralte, welche noch vor der Cultur der Sprache veraltet seyn müssen, daher ihr Begriff völlig dunkel ist. Diese sind:

am, in Eid = am, Bros = am.

and, Heil = and, weil = and, das alte Fal = and, der Teufel.

ard, art, ert, Bast = art, Bank = art, Blaff = ert.

ath, uth, Heur = ath, Zier = ath, Heim = ath, Werm = uth.

iß, Ilt = iß, Horn = iß.

itz, Haub = itz, Kib = itz, Elr = itz.

old, Her = old, Kob = old.

2) Neuere, welche auch noch eine Zeitlang nach der höhern Ausbildung der Sprache als eigene Wörter üblich waren, folglich einen klärern und bestimmtern Begriff gewähren, obgleich diese Klarheit auch ihre vielen Grade hat. Diese sind nun, von Vorsylben, er, ent, ver und zer: er = fahren, er = steigen, ent = stehen, ver = bergen, zer = stören. Von Nachsylben aber:

bar,

bar, frucht = bar, gang = bar, sicht = bar.

chen, (nicht gen,) Verkleinerungswörter zu bilden, Männ = chen, Herz = chen.

ey, Schläger = ey, Tändel = ey, Tyrann = ey.

haft, nahr = haft, vortheil = haft, erd = haft, fieber = haft.

heit, Thor = heit, Gott = heit, Schwach = heit, Klug = heit.

keit, Bitter = keit, Selig = keit, Göttlich = keit.

icht, Kehr = icht, Feil = icht, Eich = icht, Dick = icht, holz = icht, fleisch = icht.

ing, Mess = ing, Bück = ing, Här = ing.

inn, Bäcker = inn, Mahler = inn, Hünd = inn, Esel = inn.

isch, dichter = isch, himml = isch, argwöhn = isch.

lein, zu Verkleinerungswörtern, Söhn = lein, Mägd = lein, Knäb = lein.

ley, aller = ley, einer = ley, vieler = ley.

lich, gött = lich, mensch = lich, fürst = lich, Brüder = lich.

ling, Flücht = ling, Dichter = ling, Sonder = ling, Lieb = ling.

niß, Erlaub = niß, Hinder = niß, Fahr = niß, Vermächt = niß.

sal, sel, Drang = sal, Scheu = sal, Lab = sal, Räth = sel, Schleif = sel.

sam,

sam, fried = sam, gleich = sam, müh = sam.

schaft, Feind = schaft, Gefangen = schaft, Bürger = schaft, Juden = schaft, Graf = schaft.

thum, Heilig = thum, Eigen = thum, Herzog = thum, Alter = thum.

ung, Theuer = ung, Prüf = ung, Erzieh = ung, Holz = ung, Wald = ung.

zig, ßig, zwan = zig, vier = zig, drey = ßig.

Ich traue meinen Lesern so viele vernünftige Kenntnisse der Sprache zu, daß sie alle diese Ableitungssylben nicht für leere Schälle und willkührliche Laute, sondern für wahre Wörter und Laute halten werden, welche ehedem ihren bekannten bestimmten Begriff hatten, so dunkel derselbe auch oft seyn mochte. Wer ja noch Zweifel haben sollte, den kann dieser ganze Aufsatz überzeugen, indem die noch jetzt erlaubte Anwendung dieser Ableitungssylben ganz von der Bestimmtheit des Begriffes abhängt, welchen man damit verbinden kann. Allein auf die Bedeutungen einer jeden kann ich mich hier nicht einlassen, weil ich sonst zu weitläufig werden müßte. Ich habe so wohl in meinem Wörterbuche, bey jeder Sylbe, als auch in der Sprachlehre, und dem Lehrgebäude bey jedem Redetheile, und dessen Bildung umständlich davon gehandelt, wohin ich hier verweisen muß.

Durch diese Ableitungssylben ist die Zahl der Wörter aller Art im Deutschen außerordentlich vermehret worden, und es ist nur die Frage, ob und wie dieses Mittel noch jetzt zu Bildung neuer Wörter angewendet werden könne. Soll diese Frage gründlich beantwortet werden, so muß man dabey auf die immer fortschreitende Cultur der Sprache sehen, und den gegenwärtigen Grad ihrer Ausbildung nicht aus den Augen lassen. In den mittlern Graden der Cultur ist man froh, wenn man ein Mittel hat, seine Vorstellungen nur einiger Maßen, es sey übrigens so dunkel als es wolle, auszudrucken, und alsdann macht man auch von den Ableitungssylben den unumschränktesten Gebrauch, und häufet sie nicht selten auf die verstandloseste Art an einem und eben demselben Worte. Allein in den höhern Graden der Cultur, wenn die klare Erkenntniß eine gewisse Allgemeinheit, und der Geschmack einen gewissen Grad der Feinheit erhalten hat, ist mehr Auswahl und Behutsamkeit nothwendig, und ob man alsdann gleich die alten Ableitungen, z. B. Heimath, Eidam, Heiland, u. s. f. behält und behalten muß, so lange man keine bessere Ausdrücke an ihrer Stelle hat, da denn dergleichen Wörter als eigene Nahmen gelten, bey welchen man sich die Sache anschauend denkt: so wird doch von allen neuen Wörtern verlangt, daß damit ein wenigstens gewisser

wisser Maßen bestimmter und klarer Begriff verbunden werden könne. Es sind daher zu neuen Ableitungen untauglich: 1. veraltete Wurzelwörter, mit welchen sich kein bestimmter Begriff mehr verbinden läßt; und 2. solche Ableitungssylben, bey welchen sich gleichfalls weder etwas denken noch empfinden läßt.

Betrachtet man die oben nur genannten Ableitungssylben, so läßt sich leicht bestimmen, welche noch zu Bildung neuer Wörter gebraucht werden können. 1. Alle diejenigen, welche entweder aus einem einigen Buchstaben, oder aus einer sehr einfachen Sylbe bestehen, können nicht mehr neue abgeleitete Wörter bilden helfen, weil ihre Bedeutung ursprünglich schon sehr dunkel war, und es jetzt durch die Länge der Zeit noch mehr geworden ist. Was läßt sich, z. B. bey den Buchstaben b, g, f, e, ft, d, und den einfachen Sylben de, en, u. s. f. wohl denken? Ausgenommen ist hier die Vorsylbe ge, doch nur in einem Falle; aber davon hernach. 2. Alle veraltete Ableitungssylben sind aus eben der Ursache nicht mehr anwendbar, sie mögen nun ehedem eigene Wörter gewesen, oder aus andern noch jetzt gangbaren Ableitungssylben verderbt seyn, wie am, and, ard, ert, ath, uth, iß, old. 3. Alle übrige, welche zwar noch in vielen Abgeleiteten leben, aber doch durch die Länge der

Zeit ihre bestimmte Bedeutung verloren haben. 4. Auch die noch jetzt brauchbaren lassen sich nicht in allen Bedeutungen, welche sie ehedem hatten, mehr anwenden, sondern nur in einer und der andern.

Nachdem dieses überhaupt vorausgesetzt worden, will ich die Anwendung desselben an den vornehmsten einzelen Ableitungssylben zu zeigen suchen.

I. Gebrauch der Vorsylben.

Die einfachen Laute b und g lassen sich aus der oben bemerkten Ursache nicht mehr zu neuen Wörtern gebrauchen, wohl aber unter gewissen Umständen, die bestimmtern Laute be, ge, er, ent, ver und zer.

Be ist eine Vorsylbe, welche die Wurzel von bey ist, eigentlich Verba bilden hilft, und verschiedene Bedeutungen hat, welche in meinem Wörterbuche angeführet worden. Von diesen lassen sich allenfalls noch folgende zu neuen Wörtern anwenden. 1. Die Erstreckung der Handlung über den ganzen Gegenstand zu bezeichnen, wie bebauen, besäen, bepflügen, Canitz. 2. Activa aus Neutris zu bilden, da denn das be die Übertragung der intransitiven Handlung auf einen äußern Gegenstand ausdruckt, z. B. schaben und beschaben, beekeln, Hall.

beeisen, Opitz; beklügeln, Canitz. 3. Verba aus Substantiven und Adverbiis zu bilden, da denn das be den Begriff des Wortes auf einen andern Gegenstand überträgt. Z. B. beblümen, mit Blumen schmücken, bebändern, mit Bändern besetzen; bebrücken, mit einer Brücke versehen; begras'te Hügel, Kleist; die neu begrünte Flur, Haged. schwarz beharnischt, Geßn. Indessen läßt sich diese Bedeutung eigentlich nur noch in der dichterischen Schreibart anwenden. Die vertrauliche und niedrige gehet darin viel weiter, indem sie fast ein jedes Wort und selbst eigene Nahmen, vermittelst dieser Partickel in Verba verwandelt: es ist der Herr von Liebreich; Antw. ich will dich und ihn beliebreichen. Da diese Vorsylbe zu den einfachen Lauten gehöret, welche ihren Begriff nur sehr dunkel ausdrucken, so ist bey ihrer Anwendung zu neuen Wörtern viele Behutsamkeit nothwendig, damit man sie nur in solchen Fällen gebrauche, wo die Bedeutung, welche sie haben soll, zugleich aus dem Zusammenhange ersichtlich ist. Und dann wird wohl nur die dichterische Schreibart neue Wörter dieser Art verstatten, weil sie noch eher einige Dunkelheit begünstigt, als die Prose. Im Oberdeutschen mißbraucht man sie noch jetzt gar sehr, ganze Redensarten in Verba zu verwandeln, begenehmigen, genehm halten, beaugenscheinigen, in Augenschein neh-

men, die Regierungsbeauftragte, welche von der Regierung Auftrag haben.

ent, eine Vorsylbe, welche eigentlich und zunächst Verba bilden hilft, aus an und in mit dem t euphonico entstanden zu seyn scheinet, und vor dem f in einigen Wörtern in emp übergehet. Sie hatte ehedem sehr verschiedene Bedeutungen; allein von allen läßt sich nur noch die einige der Entfernung und Beraubung zu neuen Wörtern anwenden, aber auch hier vornehmlich nur in der dichterischen Schreibart, indem der dunkele Begriff, welchen diese Vorsylbe gewähren kann, der klaren Prosa nicht so angemessen ist; dagegen Dichter sich derselben mit Nutzen bedienen können, unter andern auch, die mit weg, ab, los u. s. f. zusammen gesetzten alltäglichen Verba, und die Präpositionen aus, von u. s. f. zu veredeln. Z. E. dem Schlafe entwinden, Klopst. entarten, aus der Art schlagen, Zach. entadeln, des Adels berauben, entblättern, der Blätter berauben, Haged. dem jungen Leben entblühen, es in der Blüthe verlassen, Klopst. entfallen, aus einander fallen, Zach. entfließen, sich fließend entfernen, entgöttern, der göttlichen Würde berauben, die Thräne dem Auge der Väter entküssen, Klopst. enträthseln, ein Räthsel auflösen, der Dunkelheit berauben, Dusch.

überhaupt ist diese Vorsylbe eine von denen, von welchen Dichter, wenn sie Geschicklichkeit und Geschmack besitzen, den besten Gebrauch machen können; nur müssen sie selbige nicht in andern Bedeutungen anwenden wollen, weil die ihr anklebende Dunkelheit leicht Mißdeutung verursachen könnte. So bedeutete ent ehedem auch den Anfang einer Handlung oder eines Zustandes, z. B. entstehen, entflammen, sich entspinnen; allein, man würde die Absicht verfehlen, wenn man nach dieser Analogie entstecken für anstecken, und entfangen, für anfangen sagen wollte; indem unter allen Bedeutungen, welche diese Partikel ehedem hatte, die der Entfernung und Beraubung noch am klärsten empfunden wird, und sich daher auch immer am ersten aufdringt.

er, eine alte Vorsylbe von weitem Umfange, welche in den einmahl vorhandenen Wörtern sehr vielfache Bedeutungen hat, welche in meinem Wörterbuche nachgesehen werden können. Diejenige, welche darunter am klärsten empfunden wird, und daher noch jetzt zu neuen Wörtern angewandt werden kann, ist die Erlangung eines Besitzes, Erreichung eines Endzweckes: erarbeiten, erbethen, erbetteln; Tod, Schmerz und Krankheit wird ergraben und erschifft, Hall. erkargte Schätze, Utz, einen Fels erklimmen, Schleg. etwas erschmeicheln

cheln, Kästn. einen Sieg erstreiten, Zach. sein Brot ertanzen, Gell. Ich zweifele, daß andere Bedeutungen, z. B. eine Bewegung in die Höhe, (erbauen, errichten,) eine Öffnung, (erbrechen,) die Versetzung und das Gerathen in einen Zustand, (erwärmen und erwarmen,) sich noch werden nachahmen lassen, weil sie mit der vorigen gangbarern Bedeutung leicht Mißdeutung verursachen können. Dieß ist auch die Ursache, warum die Hochdeutsche Mundart so viele mit er zusammen gesetzte Verba hat veralten lassen, wenn man andere an ihre Stelle hat, weil bey der Kürze und Dunkelheit dieser Partikel ihre Vieldeutigkeit leicht unverständlich werden kann.

ge, eine sehr einfache, folglich auch dunkele Vorsylbe, welche Verba, Substantiva, und Adverbia bilden hilft. Vor Verbis und Adverbiis ist ihre Bedeutung so dunkel, daß sich dieselbe jetzt kaum mehr bestimmen läßt, und daher läßt sie sich auch hier schlechterdings nicht mehr zu neuen Wörtern anwenden. Eben so schwankend ist ihre Bedeutung vor vielen Substantiven, z. B. der Gehülfe, das Gefühl, die Geduld u. s. f. In vielen hat sie eine collective Bedeutung, Geflügel, Gebrüder, Geripp, Gerüst, Gestein; aber da auch diese noch sehr dunkel ist, so ist sie der Nachahmung gleichfalls unfähig.

Weit klärer ist die iterative Bedeutung, verbunden mit der vorigen collectiven, daher sie hier noch jetzt gebraucht werden kann, Substantiva aus Infinitiven zu bilden, welche die wiederhohlte Handlung des Verbi als ein Ganzes darstellen, wo nur die Biegungssylbe des Infinitives, das en, weggelassen werden darf: das Gebrüll, Gepolter, Gemurmel, Geheul, Geflister, nach langen Gehöhne, Haged. mit frohem Geklapper, Zach. das hohle Geklingel, eb. das Geprassel, Gerassel. Allein es ist dabey viele Behutsamkeit nothwendig, indem die meisten Wörter dieser Art, welche nicht schon durch den Gebrauch geadelt worden, unedel und niedrig sind, wie das Geblase, Gebrumme, ein beständiges Gefahre, das ewige Gefrage, Gefluche, Gehecke, Gekrache, Gelärme, Gelaufe, Geprahle, Gesinge, Gesage, Gerufe, und hundert andere mehr, besonders wenn die obigen mit einem e am Ende verlängert werden. Die Ursache ihrer Verwerflichkeit liegt denn ohne Zweifel auch in der noch sehr dunkeln Beschaffenheit dieser Bedeutung, daher sie nur da gebraucht werden kann, wo die Bedeutung des Wortes der Verständlichkeit zu Hülfe kommt, besonders bey eigentlichen Onomatopöien, das Gebrüll, Gerassel, Geprassel, Gemurmel, u. s. f.

Ver, eine sehr vieldeutige Vorsylbe, Verba bilden zu helfen, deren Bedeutungen aber zum Theil so dunkel sind, daß sie in denselben nicht mehr zu neuen Ableitungen gebraucht werden kann. Diejenigen, welche selbige allenfalls noch verstatten, sind etwa folgende: 1. Eine Entfernung, für das niedrige weg: eilet ihr Tage, die ihr so langsam verschleicht, Dusch; und ob er auch diesen Triumph verlenkt, demselben auslenkt, ausweicht, Raml. 2. Eine Entfernung aus sich, für das unedlere aus: verschwitzen, für ausschwitzen; alle Seegel verspreiten, ausspreiten, Zach. wo doch die Bedeutung zu dunkel und zweydeutig ist; die Blumen verhauchen Gerüche von Balsam, Zach. den letzten Seufzer verröcheln, eben ders. 3. Eine Erschöpfung, so wohl transitiv: die Zeit verschlummern, traurige Nächte verwachen, verseufzen, seinen Gram versingen; als auch intransitiv, einen bis zur Erschöpfung fortdauernden Grad: mein Frühling ist vergrünt; der Sturm hat verbrauset; verglimmen, verglühen. 4. Eine Wegschaffung, einen Verlust, z. B. sein Geld vertanzen. So auch, eine Sünde verbethen, Gell. 5. Einen übertriebenen Grad einer Handlung, z. B. sich versteigen, verbauen, die Speisen verwürzen, verzuckern. 6. Eine fehlerhafte Handlung, z. B. sich verschreiben, verrechnen. Doch wird sich diese

Bedeutung vielleicht am seltesten nachahmen lassen. 7. Ein Versetzen in einen Zustand, wo sich Adverbia und Substantiva vermittelst dieser Vorsylbe in Verba verwandeln lassen; z. B. veredeln, veröden, vereinzeln, vergolden, vergöttern. So könnte man nach der Analogie von verfeinern ohne Anstoß vergröbern sagen; aber nicht verbösern oder verschlechtern, weil man in diesen Bedeutungen bereits verschlimmern hat. Das alte Oberdeutsche vervollkommnen, die Vervollkommnung, welches man in den neuern Zeiten wieder einzuführen versucht hat, ist zwar analogisch richtig, allein es beleidigt wegen seiner Härte in der vorletzten Sylbe den Wohlklang. Nur hüte man sich hier vor dem Mißbrauche der gemeinen Mundarten, vermittelst dieser Vorsylbe ganze Redensarten in Verba verwandeln zu wollen, z. B. vergewaltigen, Gewalt anthun, verfuchsschwänzen.

Zer, eine Vorsylbe, welche gleichfalls nur Verba bilden hilft, und alsdann vornehmlich zwey Bedeutungen hat, welche beyde noch zu neuen Verbis angewandt werden können. 1. Eine Trennung der Theile, Zerstörung durch den Begriff des Verbi: zermalmen, zertrümmern, zerstäuben, zergehen, zerfließen. 2. Eine Anstrengung bis zur Erschöpfung oder Zerstörung, wo es noch mehr sagt, als ver in einer ähnlichen Bedeutung,

zerprü=

zerprügeln. Besonders Reciproca zu bilden: sich zerarbeiten, zerfragen, zersinnen, zerquälen, zersorgen, welche aber großen Theils unedel und niedrig sind.

Für die Anwendung dieser Vorsylben auf einzele neue Fälle lassen sich keine Regeln geben, weil hier das meiste auf den richtigen Geschmack ankommt, welcher beurtheilen muß, ob der verlangte neue Begriff so wohl durch das neue Wort selbst, als durch die Verbindung, worin es stehet, so deutlich ausgedrukt wird, daß keine Mißdeutung entstehe, welches bey der Vieldeutigkeit der meisten Vorsylben sehr leicht zu befürchten ist.

II. Gebrauch der Nachsylben.

Die Nachsylben bestehen gleichfalls entweder aus einzelen Lauten oder aus vollständigen Sylben, welche ehedem eigene Wörter waren. Die erstern sind wegen ihrer Dunkelheit zu neuen Ableitungen nicht mehr brauchbar, daher ich auch zweifele, daß sich vermittelst des s neue Umstandswörter werden bilden lassen. Ich finde zwar im Deutschen Mercur, 1782. Nov. S. 101: denn so viel zeigt sich angesichts, du kannst nicht mahlen, wo es so viel als augenscheinlich zu bedeuten scheinet; allein es kann auch ein gangbares Oberdeutsches Wort seyn, dergleichen in dieser Schrift mehrere vorkommen. Sollte es aber ein neues Wort seyn, so würde es we-

gen seiner Dunkelheit sehr verwerflich seyn. Die vollständigen Sylben sind folgende:

bar, Beschaffenheitswörter zu bilden. Ehedem hatte es zwey einander entgegen gesetzte Bedeutungen, einer Sache beraubt, (volkesbar, ohne Volk,) und eine Anwesenheit, Möglichkeit, Ähnlichkeit u. s. f. Da zwey so verschiedene Bedeutungen nothwendig Mißdeutung verursachen mußten, so hat die neuere Hochdeutsche Mundart die erste völlig veralten lassen, und dafür die zweyte in mancherley Nebenbedeutungen aufgelöset, von welchen sich doch mit Sicherheit nur allein die Bedeutung der Möglichkeit, daß etwas gethan werden kann, zu Bildung neuer Wörter, besonders von Verbis, gebrauchen läßt: singbar, was sich singen läßt. So auch ziehbar, spielbar.

chen und lein, zwey Ableitungssylben, Verkleinerungswörter zu bilden, wovon die erste der vertraulichen, die zweyte aber der edlern und höhern Schreibart am angemessensten ist. Da ihre Bedeutung sehr bestimmt und klar ist, so leiden sie auch, wenn die übrigen Umstände es verstatten, noch mannigfaltige neue Anwendungen. Wie das Wurzelwort dabey behandelt wird, habe ich in meinem Lehrgeb. Th. 1, S. 317 und 327 gezeiget;

el, bildet, 1. Substantiva, eine Person, Sache oder Werkzeug zu bezeichnen, welche etwas thut, oder womit etwas geschiehet, wie er: Büttel, welcher gebiethet, Hebel, ein Werkzeug zum heben, Himmel, was deckt, Schlägel, Stachel u. s. f. In dieser Gestalt ist sie nicht weiter anwendbar, vermuthlich um der Dunkelheit des Begriffes willen. 2. Beschaffenheitswörter, edel, ekel, dunkel, übel. Auch hier ist sie zu neuen Wörtern unfruchtbar. 3. Verba von andern Verbis und Substantiven, so wohl eine Wiederhohlung zu bezeichnen, (betteln, wackeln,) als auch eine Verkleinerung des Hauptbegriffes, kränkeln, spötteln, lächeln. In der letztern Bedeutung lassen sich noch neue Verba vermittelst derselben bilden, da denn das verkleinernde Wort gern einen verächtlichen Nebenbegriff bekommt: süßeln, andächteln, witzeln, vernünfteln, klügeln, welche sich denn wieder zu neuen Ableitungen gebrauchen lassen: ein Süßling, Süßeleyen, ein Andächtler, Andächteleyen, Klügling u. s. f. Allein dergleichen Wörter müssen mit Verstande gemacht werden, damit man nicht mit dem Logan ein liebeln und bübeln zum Vorschein bringe.

en, bildet: 1. Substantiva, Degen, Boden, Schlitten, Faden. 2. Umstandswörter, zwischen, mitten,

oben, außen, innen, unten. In beyden Fällen ist sie wegen ihrer Dunkelheit zu neuen Wörtern ungeschickt. 3. Beschaffenheitswörter, so wohl eine Beschaffenheit zu bezeichnen, eigen, trocken, selten; als auch eine Materie, wie ern: seiden, wollen, eichen, silbern, golden, flächsen, häufen. Diese letzte Bedeutung ist die einige, welche sich noch zuweilen anwenden läßt: tombacken.

er, sehr fruchtbar, für allerley Redetheile. 1. Für Umstandswörter, immer, nimmer, wieder, unter, über, wohin auch die Oberdeutschen Formen gehören, er ist kranker fortgereiset, man hat ihn todter fortgetragen. 2. Für Beschaffenheitswörter, bitter, finster, sauer, tapfer, mager. 3. Für Adjectiva, sie aus Umstandswörtern zu bilden, der erstere, letztere, mittlere, obere, untere. S. das vorige dritte Stück, S. 85. 4. Für Verba, eine Wiederhohlung, ein Versetzen und Gerathen in einen Zustand, und ein Verlangen nach etwas zu bezeichnen: seigern von seihen, ablockern von locken, weigern von wegen in bewegen, dämmern, dämmerig werden, schläfern, zu schlafen verlangen. Als endlich auch 5. für Substantiva, so wohl ein Ding männlichen Geschlechtes zu bezeichnen, der Anter, Ganser, Tauber, Kater; als auch etwas, das gethan wird, oder ein Ding, von welchem etwas gesagt wird,

wird, ein Fehler, Seufzer, Eiter; ingleichen ein Werkzeug; Hammer, Schnitzer, Bohrer, Klapper; wie auch Gentilia männlichen Geschlechtes: ein Römer, Wiener, Leipziger; und endlich eine Person männlichen Geschlechtes, welche etwas thut, von Verbis so wohl, als andern Substantiven: Bäcker, Bader, Jäger, Laufer, Schäfer, Seiler. Von allen diesen Fällen und Bedeutungen ist es nur noch in den zwey letzten Bedeutungen der Substantive anwendbar, und zwar läßt es sich zur Bildung der Gentilien von Ortsnahmen ziemlich allgemein gebrauchen; in der letzten Bedeutung aber nur von Verbis, und auch hier nicht anders als mit Vorsicht und Verstande: ein Andächtler, von andächteln, ist erlaubt, aber ein Lieber, von lieben, Geher von gehen, Singer von singen, und tausend andere würden unerträglich seyn. Manche erträgt die höhere und dichterische Schreibart, nicht aber die unterrichtende und prosaische. Auch das von einigen versuchte Denker ist verwerflich, weil es den Begriff, welchen es bezeichnen soll, viel zu dunkel und unbestimmt ausdruckt. Es soll eine zum Nachdenken gewöhnte Person bezeichnen, und bedeutet doch weiter nichts, als eine Person, welche denkt oder denken kann, welches für den obigen Begrif viel zu wenig sagt.

ern, Beschaffenheitswörter aus Substantiven zu bilden. Sie bedeutet, 1. eine bloße Beschaffenheit, doch nur in einigen wenigen, albern, nüchtern, schüchtern, lüstern. 2. Eine Materie, wie gläsern, hölzern, beinern, knöchern, drähtern, stählern, zinnern, ströhern, bleyern, steinern, wächsern, u. s. f. Diejenigen, deren Substantiva sich bereits auf ein er endigen, wie silbern, küpfern, eisern, ehern, von Silber, Kupfer, und den alten Substantiven Iser, Eher, gehören nicht hierher, sondern zu der Sylbe en. In der ersten Bedeutung ist der Begriff viel zu dunkel, als daß sich neue Wörter damit bilden ließen. In der zweyten ist er zwar bestimmter; aber der Bau der Sylbe selbst ist zu dunkel, daher man bey neuen Wörtern dieser Art lieber die Sylbe en als ern gebrauchen wird.

ey, eine Sylbe, Substantiva verschiedener Art zu bilden. 1. Appellativa, einen Ort, Aufenthalt zu bezeichnen, wie das Lat. ia, Abtey, Einsiedeley, Propstey. 2. Collectiva, eine Anstalt, mehrerer zu einem Zwecke bestimmter Geschäfte oder Dinge anzudeuten: Stuterey, Brennerey, Schäferey, Gießerey, Färberey, Bäckerey, Jägerey. In dieser Bedeutung lassen sich noch neue Wörter dieser Art von männlichen Substantiven auf er bilden, welche sich aber doch nur selten

über

über die Sprache des gemeinen Lebens werden erheben können. 3. Iterative Abstracta von iterativen Verbis auf el und er: Grübeley, Prügeley, Plauderey. Giebt es kein solches Verbum auf el oder er, so wird der Wurzelsylbe noch ein er angehänget, um sie gleichsam zu einem solchen Verbo zu machen: Balgerey, Äfferey, Höhnerey, Büberey, Prahlerey, Fresserey, Schwärmerey. Auch hier lassen sich noch oft neue Wörter dieser Art bilden, besonders in verächtlichem Verstande, und von wirklichen iterativen Verbis auf eln und ern, z. B. Süßeley, Witzeley, Andächteley.

haft, von haben, eine fruchtbare Ableitungssylbe, Beschaffenheitswörter von Substantiven und Verbis zu bilden. Sie bezeichnet: 1. Die Anwesenheit des Wurzelbegriffes, wie ig und isch: gewissenhaft, Gewissen habend, mangelhaft, fehlerhaft, herzhaft. 2. Eine Verursachung, wirklich hervorbringend: schmerzhaft, nahrhaft, vortheilhaft, ekelhaft. 3. Eine Neigung zu dem Begriffe des Wurzelwortes, und Fertigkeit in demselben. So wohl von Substantiven: tugendhaft, lasterhaft, schwindelhaft, zum Schwindel geneigt, vortheilhaft, so fern es eigennützig bedeutet, lügenhaft, schamhaft; als auch von Verbis: schwatzhaft, flatterhaft, tändelhaft, schmeichelhaft, zaghaft;

zuwei-

zuweilen auch von andern Adverbiis, keckerhaft, wahrhaft, boshaft. 4. Eine bloße Ähnlichkeit, von Substantiven, und nicht selten von ihrem Plurale: fieberhaft, erdhaft, fabelhaft, winterhaft, kinderhaft, schülerhaft, mannhaft. 5. Eine Möglichkeit: wohnhaft, wo man wohnen kann, wehrhaft, was sich wehren kann, theilhaft, was sich mit Vortheil theilen läßt. Da diese Ableitungssylbe eine der bestimmtesten, so wohl der Abstammung, als der Bedeutung nach ist, so läßt sie sich auch noch am häufigsten zu neuen Wörtern anwenden, besonders in der dritten und vierten Bedeutung, und vorzüglich in der letztern, eine in die äußere Sinne fallende Ähnlichkeit zu bezeichnen, z. B. alaunhaft, laugenhaft, dintenhaft, dem Geschmacke, Geruche nach dem Alaune, der Lauge, der Dinte ähnlich. Von der Ähnlichkeit der Bestandtheile sind die Zusammensetzungen mit — artig, erdartig, alaunartig, laugenartig, dintenartig, und von der Übereinstimmung, die mit — mäßig üblicher, gesetzmäßig, rechtmäßig.

Heit, bildet abstracte Substantive, eine Beschaffenheit als selbständig zu bezeichnen, so wohl von Substantiven, Gottheit, Mannheit, Menschheit, Kindheit, Schalkheit, Thorheit; als von Beschaffenheitswörtern, die sich aber nicht auf bar, ich, lich, sam, und er, endigen

gen dürfen, (Sicherheit und einige wenige andere etwa ausgenommen:) Blindheit, Bosheit, Einheit, Feinheit, Freyheit, Dunkelheit, Lüsternheit, Eigenheit, Albernheit. Diese Sylbe war noch im 8ten und 9ten Jahrhunderte als ein eigenes Wort im Gange, und bedeutete so wohl eine Person, als auch den Stand, die Eigenschaft derselben. Dero zueio heido, die zwey Personen, heißt es noch in dem übersetzten Isidor, und Heiteo antfankidu, Ansehung der Personen, bey dem Kero. Da also ihre Bedeutung noch gewisser Maßen bestimmt ist, und aus den vielen noch vorhandenen Ableitungen noch dunkel empfunden wird, so ist sie unter den gehörigen Umständen und Einschränkungen auch noch zu neuen Wörtern brauchbar.

ich, half sonst Appellativa bilden, Attich, Äppich, Kranich, Lattich; besonders Geschöpfe männlichen Geschlechtes zu bezeichnen, Änterich, Wütherich, Gänserich, Täuberich. Allein wegen ihrer Dunkelheit ist sie längst veraltet.

icht, bildet; 1. collective Substantiva, das Kehricht, Spühlicht, Dickicht, ein dick verwachsener Ort in einem Walde, Weidicht, ein Weidengebüsch, Geröhricht, beysammen wachsendes Rohr. Wegen ihrer Dunkelheit ist auch sie zu neuen Ableitungen für die

edlere

edlere Schreibart unbrauchbar, dagegen die gemeinen Mundarten sie noch dazu anzuwenden pflegen, Dornicht, ein mit Dornen bewachsener Platz. 2. Beschaffenheitswörter, eine Ähnlichkeit zu bezeichnen, fast wie haft, isch und lich: buckelicht gehen, wie ein Buckelicher, kupfericht, dem Kupfer ähnlich, öhlicht, dem Öhle ähnlich, thöricht, einem Thoren ähnlich. Völlig ist sie nun zwar in dieser Bedeutung nicht veraltet; allein es werden doch selten Fälle kommen, wo man sie nöthig hat, theils weil die meisten Wörter dieser Art schon mit andern gleich bedeutenden und bestimmtern Ableitungssylben, dergleichen haft, isch, lich, und zum Theil auch ig sind, gebraucht werden, theils auch die Bestimmtheit der heutigen Hochdeutschen Mundart dieser dunkelen Sylbe gern andere Hülfsmittel vorziehet. Für bierícht, bleyicht, küpfericht wird die edlere Schreibart lieber bierhaft, bleyhaft, kupferhaft, oder wenn die Ähnlichkeit der Bestandtheile angedeutet werden soll, lieber bierartig, bleyartig, kupferartig sagen. Überdieß hüthe man sich, theils diese Ableitungssylbe igt zu schreiben, welches wider ihre nächste Abstammung von achten ist, theils sie der Bedeutung nach mit der Sylbe ig zu verwechseln: beinicht und beinig, steinicht und steinig, kupfericht und kupferig u. s. f. sind sehr verschieden.

ig,

ig, bildet 1. Substantiva, wie König, Pfennig, Honig; ein längst und auf immer veralteter Gebrauch. 2. Adjectiva, doch nur aus Umstandswörtern, und Pronominibus: der gestrige Tag, von gestern; der meinige, von mein. S. von dieser gleichfalls nicht mehr anwendbaren Form, das vorige dritte Stück S. 83. 3. Beschaffenheitswörter, so wohl von Substantiven, als von Verbis, die Anwesenheit des Grundbegriffes, und eine darin gegründete Beschaffenheit, zu bezeichnen: ein gütiger Mann, welcher Güte besitzet; ein steiniger Acker, welcher viele Steine hat. In diesem Falle stammet diese Ableitungssylbe unstreitig von dem alten Verbo eigen, haben, ab, oder ist vielmehr die Wurzel desselben. Sie hat dabey noch das besondere, theils, daß sie Substantiva auf keit bilden hilft, von Beschaffenheitswörtern, welche sie für sich nicht haben, S. das vorige dritte Stück, S. 80; theils, daß man vermittelst derselben zusammen gesetzte Beschaffenheitswörter von Substantiven bilden kann, welche diese Ableitung außer der Zusammensetzung nicht vertragen. Man kann nicht sagen, tägig, füßig, händig, köpfig, herzig, äugig, blütig u. s. f. wohl aber dreytägig, vierfüßig, vielhändig, großköpfig, doppelherzig, hunderläugig, kaltblütig, vollblütig. Und dieß ist daher auch der einzige Fall, wo sie noch zu neuen ähnlichen Ablei-

tungen anzuwenden ist, vierfächerig, dickdrähtig, ein dickschäliger Apfel.

ing, war ehedem gangbar, Substantiva zu bilden, besonders ein Ding, Subject zu bezeichnen, Hering, Messing, Bücking; ist aber wegen ihrer Dunkelheit längst veraltet, besonders seit dem die bestimmtere Sylbe ling an ihre Stelle getreten ist.

inn, eine fruchtbare Ableitungssylbe, eine Person oder ein Geschöpf weiblichen Geschlechtes zu bezeichnen, und dessen Nahmen von dem männlichen abzuleiten: König, Königinn, Fürst, Fürstinn, Dieb, Diebinn. Ingleichen von Thiernahmen, wo doch nur die Nahmen großer Thiere dazu tauglich sind, Hase, Häsinn, Löwe, Löwinn, Dachs, Dächsinn, Storch, Störchinn. Ferner von Volksnahmen, Türke, Türkinn, Däne, Däninn, Jude, Jüdinn. Vornehmlich aber von männlichen Nahmen auf er, Mahler, Mahlerinn, Bäcker, Bäckerinn, Sünder, Sünderinn. Da die Bedeutung dieser Sylbe sehr bestimmt ist, so läßt sie sich auch noch häufig zu neuen Ableitungen anwenden, besonders in dem letzten Falle, indem die männlichen Wörter auf er diese Ableitung fast ohne alle Einschränkung leiden. Indessen muß dabey folgendes bemerket werden: (1.) die männlichen auf erer wer-

fen um des Wohlklanges willen das eine er weg: Zauberinn, Plauderinn, Wanderinn, Wucherinn, Gotteslästerinn, von Zauberer, Plauderer u. s. f. oder müssen gänzlich vermieden werden. (2.) Nicht alle Thiernahmen, besonders kleinerer Thiere, leiden diese Ableitung, und alsdann muß man das Geschlecht durch die Beysätze Männchen, Weibchen, männlich, weiblich!, oder auf andere Art umschreiben. (3.) Wenn beyde Geschlechter schon eigene Wurzelwörter zu ihren Nahmen haben, so ist diese Ableitung unnöthig: Mann, Frau; Vater, Mutter; Sohn, Tochter; Knecht, Magd; Hengst, Stutte. (4.) Bey den Adjectiven vertritt das e zugleich die weibliche Endung, daher ist es unnöthig und fehlerhaft, den als Substantiva gebrauchten weiblichen Adjectiven ein inn anzuhängen. Die Verwandte, Bekannte, Weltweise, und nicht Verwandtinn, Bekanntinn, Weltweisinn; so wenig als man sagt, die Schöninn, Heiliginn, Geliebtinn, Gelehrtinn, Großinn. Endlich bemerke man in Ansehung der Orthographie dieser Sylbe noch, daß sie zwar nur einen halben, aber doch einen merklich geschärften Ton hat, daher das n im Plural nothwendig verdoppelt werden muß, Fürstinnen. Es ist daher der Analogie gemäß, sie auch im Singular zu verdoppeln, wenn man nicht die Declination mit einer neuen unnöthigen Aus-

nahme beschweren will. Schreibt man doch Tritt, Herr, Kamm, Fall u. s. f. weil der Ton geschärft ist, und daher der letzte Consonant im Plural nothwendig verdoppelt werden muß, warum nicht auch Königinn, und alle übrige?

isch, eine alte Ableitungssylbe für Beschaffenheitswörter, welche die Bedeutung der Sylben haft und ig in sich vereiniget. Sie bezeichnet, 1. einen Besitz, eine Anwesenheit des Wurzelbegriffes, neidisch, rückisch, partheyisch. 2. Zu einer Sache gehörig, von ihr herkommend, in ihr gegründet, gebirgisch, auf dem Gebirge wohnend, himmlisch; besonders von fremden Substantiven und Adjectiven: apostolisch, physisch, philosophisch, mystisch, logisch, und von eigenen Nahmen aller Art, Englisch, Russisch, Spanisch, Sächsisch. 3. Eine Neigung zu dem Grundbegriffe, und eine Fertigkeit in demselben, zänkisch, stürmisch, mürrisch. 4. Eine Ähnlichkeit, von Hauptwörtern, himmlisch, englisch, höllisch, balsamisch, mahlerisch, majestätisch; oft mit einem verächtlichen Nebenbegriffe, herrisch, weibisch, kindisch, thierisch. Es mag nun diese Ableitungssylbe durch eine grobe Aussprache aus ig und icht entstanden seyn, oder nicht, so ist sie doch sehr dunkel, und läßt sich daher, theils um deßwillen, theils

theils aber auch um des widrigen Zischlautes willen, nicht weiter zu neuen Ableitungen gebrauchen, außer in der zweyten Bedeutung, wo man vermittelst derselben noch Beschaffenheitswörter, aber auch nur von fremden Wörtern und eigenen Nahmen bilden kann, weil sie hier die lateinische Ableitungssylbe ic - us vertritt, physicus, physisch. Nur hüthe man sich die Ableitungssylben hier ohne Noth zu häufen. Für Indianisch, Hallensisch, Corsicanisch, läßt sich mit mehr Kürze und eben so viel Verständlichkeit, Indisch, Hallisch, Corsisch sagen. Aber Athenisch, Asisch, Amerikisch u. s. f. würden das Gehör beleidigen. In manchen Fällen sind zwey Formen in verschiedenen Bedeutungen üblich, wie Römisch und Romanisch, Gallisch und Gallicanisch, Frankisch und Französisch, Ernestisch und Ernestinisch. Um des widrigen Zischlautes, zum Theil auch um des vielen Wörtern in der ersten, dritten und vierten Bedeutung anklebenden verächtlichen Nebenbegriffes willen, vertauscht man in der edlern Schreib- und Sprechart diese Ableitungssylbe, wo man kann, gern mit andern, und besonders mit ig. Für abergläubisch, aufrührisch, läufisch, einbilderisch, haushältisch, auffahrisch, angreifisch, anhängisch u. s. f. sind abergläubig, aufrührig, läufig, einbildend, haushältig, auffahrend, angreifig, anhängig edler und wohlklingen-

der. Eben um deßwillen sind auch viele ehedem gangbare Beschaffenheitswörter auf isch in der neuern Hochdeutschen Mundart veraltet, z. B. mönchisch.

keit, abstracte Substantiva zu bilden, läßt sich so wie heit gleichfalls noch zu neuen Ableitungen anwenden; nur daß das Beschaffenheitswort sich auf bar, er, ich, lich und sam endigen muß. Das ehemalige Mittel, Wurzeln, aus welchen man Abstracta auf keit bilden wollte, vorher die Sylbe ig anzuhängen, (S. das vorige Stück S. 80.) ist in Ansehung neuer Wörter veraltet.

lich, eine fruchtbare Ableitungssylbe, 1) für Umstandswörter, eine Art und Weise zu bezeichnen: kürzlich, auf eine kurze Art, (nicht vor kurzem, in welchem Verstande es nur im Niederdeutschen üblich ist;) höchlich, kecklich, klärlich. In diesem Verstande lassen sich wohl nicht leicht neue Wörter mit derselben wagen, außer in so fern alle folgende Beschaffenheitswörter auf lich auch als Umstandswörter gebraucht werden können, die Art und Weise zu bezeichnen. Noch mehr aber 2.) für Beschaffenheitswörter, welche sie aus allen Redetheilen bilden hilft, und alsdann eigentlich dem Wurzelbegriffe ähnlich bedeutet, röthlich, schwächlich, fälschlich; diese Bedeutung aber in viele andere umändert,

z. B. der Möglichkeit, von Verbis, sterblich, glaublich, thunlich; der Anwesenheit des Wurzelbegriffes, des Besitzes, gefährlich, schädlich, glücklich; des Eigenthumes, bischöflich, fürstlich. Da diese Sylbe die Wurzel von gleich ist, folglich noch eine ziemlich bestimmte Bedeutung hat, so ist sie auch noch jetzt anwendbar. Nur hüthe man sich vor dem Mißbrauche, den Genitiv des Angehörens oder gar eine Opposition durch dieselbe umgehen zu wollen. Die churfürstliche Frau Mutter, für Mutter des Churfürsten, giebt einen Mißverstand, weil hier die Ableitungssylbe auf den Begriff der bloßen Ähnlichkeit führet. Noch mehr Mißdeutung macht der königliche Dichter, für der König und Dichter, oder der König, welcher ein Dichter ist. Andere Regeln der Vorsicht habe ich in meinem Wörterbuche und in meinem Lehrgeb. Th. 2, S. 71. f. bereits bemerket.

licht, für Beschaffenheitswörter, eine geringe Ähnlichkeit zu bezeichnen, schwärzlicht, röthlicht. Da diese Ableitungssylbe im Hochdeutschen wenig mehr gebraucht wird, indem lich dafür üblich ist, so ist sie zu neuen Wörtern auch noch weniger anwendbar.

ling, für Substantiva. 1. Substantiva von Zahlwörtern zu bilden, ein Ding von so viel Einheiten, als

das Zahlwort will, doch mit allerley Nebenbegriffen. Allein Zwilling ausgenommen, sind die meisten Wörter dieser Art niedrig, wie Dreyling, Vierling, Sechsling u. s. f. daher sie sich auch nicht weiter nachahmen lassen. 2. Ein Subject, Ding überhaupt, von welchem der Wurzelbegriff etwas sagt: Gründling, ein Fisch, welcher sich auf dem Grunde aufhält, Spätling, ein Ding, welches sich verspätet, Jüngling, Erstling. Zu neuen Wörtern ist sie hier zwar noch brauchbar, aber nur im verächtlichen Verstande, ohne Zweifel, weil sie ehedem mit der Verkleinerungssylbe lein gleich bedeutend war, wenigstens der Begriff der Kleinheit in den neuen Wörtern merklich hervor sticht: Dichterling, Witzling, Frömmling, Klügling, Weichling, Süßling.

niß, gleichfalls für Substantiva, Concreta, und noch mehr Abstracta von Beschaffenheitswörtern und Verbis zu bilden: Finsterniß, Wildniß, Geheimniß, Fäulniß, Ärgerniß, Bekenntniß, Vermächtniß. Die Bedeutung dieser Sylbe ist sehr dunkel, so dunkel, daß auch das wahre Geschlecht der damit abgeleiteten Wörter in vielen Fällen schwankend und ungewiß ist. Es hat daher die neuere Hochdeutsche Mundart sehr viele Wörter dieser Art veralten lassen, welche noch im Oberdeutschen im Gange sind. Es erhellet hieraus zugleich, daß neue

Wör-

Wörter dieser Art ihr Glück schwerlich machen werden, ob es gleich scheinet, daß man im Oberdeutschen sie noch häufig dazu anwendet. Der verstorbene Abbt glaubte, das Wort Empfindniß nöthig zu haben, den Zustand des Empfindens zu bezeichnen, worüber zu seiner Zeit viel Schreibens war. Allein es ward mit ihm vergessen, und nicht ohne Ursache, indem diese Sylbe so dunkel ist, daß sich nicht einmahl bestimmen läßt, ob die concrete oder abstracte Bedeutung die herrschende ist. Concret ist sie in Gefängniß, Wildniß, Geheimniß Vermächtniß, Fahrniß, abstract in Erkenntniß, Verdammniß, Betrübniß u. s. f. und manche werden so wohl abstract als concret gebraucht. Daher man, wenn die abstracte Bedeutung sehr bestimmt ausgedruckt werden soll, nun seine Zuflucht zu andern Ableitungssylben nehmen muß, z. B. Gefangenschaft.

sal und sel, zwey noch dunklere Ableitungssylben für Substantiva, jene Abstracta zu bilden, Trübsal, Drangsal, Schicksal; diese Concreta zu machen, Schleiffel, Füllsel, Einschiebsel. Jene ist daher völlig veraltet; diese aber wird zuweilen nur noch in den gemeinen Sprecharten zu neuen Wörtern angewandt.

sam, eine alte Ableitungssylbe für Beschaffenheitswörter. Sie bezeichnet 1. eine Ähnlichkeit, Gemäß-

heit: gewaltsam, grausam, tugendsam, (jetzt lieber tugendhaft.) 2. Eine Fähigkeit und Fertigkeit: arbeitsam, genügsam, aufmerksam, biegsam. 3. Eine Anwesenheit des Stammbegriffes: heilsam, langsam, seltsam. Da sam noch vor wenig Jahrhunderten als eine eigene Partikel üblich war, welche zur Vergleichung gebraucht ward, und so viel als als bedeutete, so ist auch ihre Bedeutung noch gewisser Maßen bestimmt, und daher läßt sie sich auch unter den gehörigen Umständen noch weiter anwenden: erfindsam, Fertigkeit im erfinden besitzend, empfindsam, Fähigkeit und Fertigkeit zu empfinden, überlegsam u. s. f.

schaft bildet Substantiva, und zwar 1. Collectiva, Bürgerschaft, Priesterschaft, Landschaft, Verlassenschaft. 2. Abstracta, Freundschaft, Feindschaft, Wissenschaft. Für ganz veraltet kann man diese Sylbe nicht halten; allein sie wird sich doch nur in wenig Fällen zu neuen Wörtern gebrauchen lassen, weil die collective und abstracte Bedeutung gleich gangbar sind, und daher Dunkelheit verursachen können. Am meisten sticht die collective Bedeutung hervor, daher man in derselben im gemeinen Leben noch zuweilen neue Ableitungen macht, die Hauptmannschaft, die sämmtlichen Hauptleute. Ein neuerer Schriftsteller wagte Hirtenschaft,

den

den Stand eines Hirten zu bezeichnen; allein sehr dunkel und ohne Noth, weil Hirtenstand den Begriff weit besser ausdruckt. Lavaters Machenschaft, für hervor gebrachtes Werk, ist völlig verwerflich, weil der Sylbe hier eine concrete individuelle Bedeutung beygelegt wird, die sie doch seit undenklichen Zeiten nicht mehr hat, daher Buhlschaft auch schon längst veraltet ist.

selig, für Beschaffenheitswörter, zwar jetzt noch ein eigenes Wort, aber in einer ganz verschiedenen Bedeutung. Da die Bedeutung, welche es als Ableitungssylbe hat, längst veraltet, und daher sehr dunkel ist, so ist es auch zu neuen Anwendungen untauglich, zumahl da der Gleichlaut mit dem noch gangbaren Beschaffenheitsworte selig Mißdeutung verursachen kann. Um deßwillen hat auch die neuere Hochdeutsche Mundart, rathselig, bittselig, rachselig, lobselig, und hundert andere Wörter dieser Art veralten lassen.

thum, für Substantiva, und zwar 1. Collectiva, nur in einigen wenigen: Heidenthum, Judenthum, Alterthum, Papstthum. 2. Abstracta, einen Stand, eine Würde, Eigenschaft zu bezeichnen, wovon denn manche wieder Concreta werden können: Wachsthum, Christenthum, Eigenthum. Da diese Sylbe sehr dun-

kel ist, so ist sie auch zur fernern Anwendung unschicklich, zumahl da man in beyden Fällen bestimmtere hat. Die neuere Hochdeutsche Mundart hat daher viele ehedem gangbare Wörter dieser Art veralten lassen, z. B. Leibeigenthum, wofür jetzt Leibeigenschaft üblicher ist.

ung, gleichfalls für Substantiva. 1. Concreta und Collectiva von Beschaffenheitswörtern und andern Substantiven zu bilden: Freyung, ein befreyter Ort, Holzung, Waldung, Stallung. In diesem Falle ist sie längst und auf immer veraltet. 2. Abstracta, von Verbis mit Wegwerfung des en der Infinitive, die Handlung des Verbi als selbständig darzustellen: Eroberung, Bändigung, Warnung, Krönung. In dieser Bedeutung ist sie freylich noch anwendbar, aber nur von eigentlichen Activis, und auch hier mit vieler Einschränkung, weil von vielen Verbis der Infinitiv als ein Substantiv gebraucht, bereits diese Stelle vertritt, das Schlagen, Mahlen, Schreiben, Schnitzen, Segnen, und nicht die Schlagung, Mahlung, Schreibung, Schnitzung, Segnung.

* * *

Ich will diesen ein wenig lang gerathenen Aufsatz mit einigen allgemeinen Anmerkungen beschließen.

1. Die

1. Die Bildung eines neuen Wortes durch die Ableitung, erfordert nicht allein Geschmack, sondern auch viel gründliche Sprachkenntniß. Sprachkenntniß, damit man eine Sylbe nicht allein in der gehörigen noch gangbaren Bedeutung, sondern auch hier nur in den erlaubten Fällen gebrauche. Menschheit, Menschlichkeit und Sterblichkeit, sind daher in den neuern ihnen beygelegten Bedeutungen verwerflich. Manche Ableitungssylben lassen sich nur an einen, manche an mehrere Redetheile anhängen, und bey manchen leidet das Wurzelwort Veränderungen, welche man nicht übergehen darf. Geschmack aber, theils, damit man empfinde, ob die Stellung und der Zusammenhang der Verständlichkeit zu Hülfe komme oder nicht; theils aber auch, damit man durch das neue Wort nicht den Wohlklang beleidige, wie in vervollkommnen, und Vervollkommnung unläugbar ist.

2. Wenn von einem Worte in der verlangten Bedeutung bereits eine Ableitung vorhanden ist, so ist es unerlaubt, eine neue zu machen, weil die Verständlichkeit nichts dabey gewinnet, wohl aber durch zwey Nahmen für einen und eben denselben Begriff gestöret wird. Folglich nicht Träge, Schöne, Reinheit, Müdheit, Blödheit, verschlechtern, u. s. f. Da man bereits

Trägheit, Schönheit, Reinigkeit, Müdigkeit, Blödigkeit, verschlimmern, hat.

3. Ableitungssylben gewähren nur einen dunkelen Begriff, aber in dem Grade der Dunkelheit sind sie sehr verschieden. Die dunkelsten sind zu neuen Wörtern am unschicklichsten, weil sie der Verständlichkeit schaden.

4. Die dichterische Sprache hat in neuen Ableitungen mehr Freyheit, als die unterrichtende Prosa, selbst in Ansehung dunkeler Ableitungssylben, weil die Dunkelheit der Täuschung, welche sie sucht, zu Statten kommt. Indessen muß auch sie sich auf das strengste an gangbare Analogien binden, wenn sie selbst die Täuschung nicht verfehlen will.

5. Wenn sich für einen Begriff kein schickliches und wohlklingendes Wort bilden läßt, so ist solches eben kein Übel, weil zwar die Kürze verliert, aber die Verständlichkeit gewinnet, und diese doch jener allemahl vorgehet. Wenn sich ein Begriff nicht auf einmahl denken läßt, sondern in mehrere Begriffe aufgelöset werden muß, so ist es seltsam und unbillig, ihn durch ein einiges Wort ausdrucken zu wollen, weil der Ausdruck nothwendig verunglücken muß.

4. Über

4.

Über die Frage: Was ist Hochdeutsch? Gegen den Deutschen Merkur.

Da ich bey der Ausgabe dieses Magazines nicht die Belustigung müßiger, oder Täuschung unkundiger Leser, sondern die Beförderung gründlicher Sprachkenntniß, nach dem geringen Maße meiner Kräfte, zur Absicht hatte, so hielt ich es auch für Pflicht, mit der Erörterung eines Gegenstandes den Anfang zu machen, welcher in jeder Sprache der erste und wichtigste ist, und worauf jede andere Untersuchung gegründet seyn muß; der Frage nähmlich: was ist unsere Schriftsprache? wie ist sie entstanden? und wo ist sie einheimisch? Die Beantwortung dieser Frage schien mir gegenwärtig desto nothwendiger, je allgemeiner gewisse Vorurtheile selbst unter Sprachgelehrten geworden sind, welche überall nichts als Verwirrung und Zerrüttung verursachen, wenigstens die schöne Einheit stören, welche jeder mit Geschmack ausgebildeten Schriftsprache so nothwendig ist. Da die Frage mehrere eben so wichtige Gegenstände in sich fasset, so hielt ich es für das schicklichste, sie in mehrere Theile zu zerlegen, selbige nach und nach abzu-

abzuhandeln, und am Ende den ganzen Beweis in einer kurzen zusammenhangenden übersicht zu wiederhohlen.

Da meine Beantwortung, wenn sie nach meiner überzeugung ausfallen sollte, den jetzt herrschenden Vorurtheilen gerade entgegen gehen mußte, so konnte ich mir auch leicht vorstellen, daß sie sehr vielen mißfallen, und hier und da Widerspruch veranlassen würde. Allein ich konnte mir denn doch so viel Billigkeit versprechen, theils daß man mich bis zur Vollendung meines Beweises ruhig anhören, theils aber auch, daß man mir nicht blos widersprechen, sondern mich widerlegen würde, weil ich nichts ohne Gründe behauptet habe. Meine erste Vermuthung hat sich bestätiget, nicht aber die letzte. Ich habe in dem November und December des Deutschen Merkurs von dem vorigen Jahre einen Gegner gefunden, welcher es nicht für nothwendig gehalten hat, mich bis zu Ende anzuhören, sondern mir gleich bey meinem ersten Stücke einen weitläuftigen Widerspruch entgegen setzt. So wenig nun auch mein Gegner dabey auf meine Gründe Rücksicht genommen hat, zum Theil auch nicht nehmen konnte, weil er für gut gefunden, die Fortsetzung meines Beweises nicht abzuwarten: so sehe ich mich doch genöthiget, demselben zu antworten, indem es hoffentlich auf eine Art gesche-

hen

hen kann, wobey die Wahrheit doch wenigstens etwas gewinnen wird.

Es hat mich ein wenig befremdet, daß sich mein Gegner hinter den Nahmen Philomusos verbirgt. Wozu diese Hülle? Die Sache selbst betrift weder die Ehre noch die Seligkeit. Überdieß hatte er es mit einem unverkappten Gegner zu thun, und da ich, meiner Gründe gewiß, mich nicht scheuete, eine vielen sehr unangenehme Wahrheit mit der einem jeden ehrlichen Manne anständigen Offenherzigkeit zu behaupten, so hatte er noch weniger Ursache, sich zu verbergen, da er den Beyfall der Menge für sich hatte. War es etwa Mißtrauen in seine eigene Sache, welches ihn dazu bewog? Bey nahe sollte ich es glauben. Auch die Art, wie dieser Widerspruch entstanden ist, ist ein wenig sonderbar; allein ich will mich nicht dabey aufhalten, sondern nur bey dem stehen bleiben, was gedruckt vor Augen liegt.

Mein Gegner richtet seinen Widerspruch gegen den ersten und fünften Aufsatz meines ersten Stückes zugleich. Da die beyden daselbst abgehandelten Gegenstände gewisser Maßen verschieden sind, so kann ihre Vermengung leicht Dunkelheit und Verwirrung verursachen, daher ich in diesem Aufsatze blos von der Sprache, in dem

folgenden aber von der schönen Litteratur handeln werde.

Mein Gegner leget mir in dem Eingange S. 145. f. einige Verdienste um die Sprache bey, und versichert, daß ich sie ihrem ganzen Umfange nach lange und gründlich studieret habe. Allein, da er in seinem ganzen Aufsatze zu behaupten sucht, daß ich mich in dem was Hochdeutsch ist, völlig geirret habe, so wird das vorige noch weniger als ein Compliment. Eine Sache lange und gründlich studieret haben, und doch nicht einmahl wissen, was sie ist, und was sie nicht ist, ist, so viel ich einsehe, ein Widerspruch, daher er sich auch keinen Dank dafür von mir zu versprechen hat.

Gleich darauf S. 146. äußert er sein Mißfallen über meinen entscheidenden Ton. Ist dieser eine Wirkung überzeugender, lange studierter, und auf allen Seiten abgewogener Gründe, so sehe ich nicht ein, was daran zu tadeln ist. Wer von einer Wahrheit nur so schwach überzeugt ist, daß er sich schüchtern und furchtsam ausdrucken muß, thut allemahl besser, wenn er gar nicht davon schreibt, weil er keine festere Überzeugung wirken kann, als er selbst hat, und bloße Wahrscheinlichkeit, wenn die Sache selbst Gewißheit verstattet, so viel wie nichts ist.

Ich

Ich habe zu behaupten gesucht: unser gegenwärtiges Hochdeutsch, d. i. diejenige deutsche Mundart, deren sich alle Deutsche Schriftsteller von Geschmack in ihren Schriften bedienen, ist nichts anders, als die gewöhnliche Gesellschaftssprache Obersachsens in den obern Classen, welche von hier zu den Schriftstellern ausgegangen ist, und sich von der Schriftsprache in nichts unterscheidet, als daß diese mehrere Sorgfalt, Aufmerksamkeit und Auswahl nicht allein verstattet, sondern auch erfordert, als der schnell vorüber gehende mündliche Ausdruck. Ich habe zugleich die Ursachen angegeben, warum gerade diese Mundart Deutschlands Schriftsprache geworden ist, nähmlich weil sich Obersachsen durch höhere Grade der Cultur aller Art und besonders durch eine höhere Ausbildung des Geschmackes vor allen Deutschen Provinzen hervor gehoben hat.

Ich will die Beweisgründe, welche ich bisher in den drey vorigen Stücken dieses Magazines einzeln bearbeitet habe, hier kürzlich zusammen fassen, und dabey zeigen, was mein Gegner davon beantwortet hat, oder nicht. Meine Gründe sind folgende:

1. Die Natur der Sache, oder die Unmöglichkeit, daß eine Sprache anders als in dem gesellschaftlichen Leben entstehen, und anders, als in den engern Graden

desselben ausgebildet werden könne. Die einzelen Sätze, welche darin liegen, sind folgende: (1) Deutschlands Schriftsprache unterscheidet sich sehr merklich von allen Mundarten der Provinzen. Dieser Satz bedarf wohl keines Beweises, weil er einem jeden in die Augen leuchten muß. (2) Dasjenige, wodurch sich eine Sprache von der andern, eine Mundart von der andern unterscheidet, sind verschiedene befolgte Analogien. (St. 2, S. 83. f.) Auch dieser Satz bedarf keines weitern Beweises, so bald man nur von der Analogie einen deutlichen Begriff hat. (3) Dasjenige, was unter mehrern und oft sehr vielen Analogien in jeder Sprache oder Mundart der einen vor der andern den Vorzug gibt, ist der Sprachgebrauch. Ich habe dieses St. 2, S. 83. f. bewiesen, und da mein Gegner nichts dawider eingewandt hat, so muß er darin wohl mit mir einig seyn. (4) Dieser Sprachgebrauch nun, oder diese Befolgung einer Analogie unter so vielen möglichen, hat seinen Grund ganz in den individuellen Verhältnissen und Umständen jeder in engerer bürgerlichen Verbindung lebender Menge Menschen. (St. 2, S. 87.) Wer je gründlich darüber nachgedacht hat, bey wem und wie Sprachen entstehen und fortgebildet werden, muß auch diesen Satz zugeben, oder wenigstens zeigen, daß und wie eine andere Art der Entstehung und Ausbil-

dung

dnug möglich ist. (5) Jede Sprache setzt also eine gesellschaftliche Verbindung voraus, und der Grad ihrer Ausbildung hängt ganz von dem engern oder weitern Bande dieser Verbindung ab, oder mit andern Worten, keine Sprache oder Mundart kann anders als in dem gesellschaftlichen Leben entstehen oder ausgebildet werden, weil die individuellen oder localen Verhältnisse und Umstände, welche der einen Analogie unter so vielen möglichen den Vorzug geben müssen, nur hier allein angetroffen werden. (6) Da nun Schriftsteller nicht in der engern gesellschaftlichen Verbindung leben, welche dazu erfordert wird, unter so vielen in jedem einzelen Falle möglichen Analogien der einen auf eine bestimmte Art den Vorzug zu geben: so ist es auch unmöglich, daß sie eine Sprache sollten erfinden, oder nur ausbilden, oder fortbilden können, weil eben diese Fortbildung, wenn sie nach übereinstimmigen Analogien geschehen soll, wieder die engern gesellschaftlichen Verbindungen voraus setzt, (St. 3, S. 45. f.) Mein Gegner läugnet zwar diesen Satz, und behauptet in der Folge, daß es Schriftsteller sind, welche die Sprache ausbilden; allein da er der vorigen Sätze, woraus meine Behauptung ganz natürlich folgt, mit keinem Worte erwähnet, so kann ich auch seinen Widerspruch für weiter nichts, als einen willkührlichen Widerspruch, und nicht fur eine Wi-

 der-

verlegung halten. Ich schließe weiter, (7) Da nun das Hochdeutsch oder die deutsche Schriftsprache ihren eigenen Sprachgebrauch, d. i. für jeden einzelen Fall bestimmte Analogien hat, so muß sie eine eigene Mundart seyn, d. i. sie muß in irgend einer Deutschen Provinz einheimisch, und in derselben die gewöhnliche gesellschaftliche Sprache wenigstens derjenigen Classe seyn, zu welcher die Schriftsteller gehören, und für welche sie schreiben.

2. Diese Provinz kann nun gar nicht streitig seyn, denn die geringste Erfahrung lehret es, daß es das südliche Obersachsen ist, in dessen obern Classen gerade dieselbe und keine andere Mundart einheimisch ist, deren sich Schriftsteller von Geschmack in ihren Schriften bedienen. Wider diesen Satz hat nun mein Gegner sehr vieles einzuwenden, welches ich im folgenden beantworten werde. Hier bemerke ich nur überhaupt, daß es bey der Beurtheilung des Verhältnisses der Schriftsprache gegen den mündlichen Ausdruck einer Provinz, weder auf die Fehler und Eigenheiten einzeler Personen, noch auf die Nachlässigkeiten des flüchtigen, schnell vorüber gehenden mündlichen Ausdruckes selbst, sondern auf die im Ganzen herrschenden Analogien ankommt, welche der mündliche Ausdruck mit dem schrift-

lichen gemein hat, und welche der letztere allerdings strenger befolgen kann und muß, als dem erstern möglich ist. Räumt mein Gegner den Satz ein, daß eine Sprache nicht anders als in dem gesellschaftlichen Leben erfunden und ausgebildet werden könne, und er hat ihn noch mit keiner Sylbe widerlegt, so muß er mir auch zugestehen, daß die Deutsche Schriftsprache in irgend einer Provinz die gewöhnlische gesellschaftliche Sprache der obern Classen ist, oder doch gewesen ist, und diese Provinz müßte sich denn doch sehr leicht ausfindig machen lassen, und ist es Obersachsen nicht, so muß eine andere Provinz angegeben und von derselben bewiesen werden, daß die gesellschaftliche Sprache ihrer obern Classen bey allen Eigenheiten einzeler Personen, und bey allen Nachlässigkeiten des mündlichen Ausdruckes doch im Ganzen eben dieselben Analogien befolget, welche in der Schriftsprache herrschen.

Dieß sind meine zwey vornehmsten Beweise, welche die Sache schon allein entscheiden können. Allein da der erstere ein wenig philosophisches Nachdenken und Bekanntschaft mit dem Gange des menschlichen Geistes in den Sprachen, der zweyte aber eine nähere Bekanntschaft mit der gesellschaftlichen Sprache der obern Classen in dem südlichen Chursachsen voraus setzt, und ich

daher befürchtete, daß einer oder der andere nicht einem jeden einleuchten möchte, so habe ich denselben noch verschiedene Nebenbeweise beygefüget, welche der Faßlichkeit aller angemessen sind, und meinen Hauptsatz wenigstens gar sehr bestätigen. Diese sind nun:

3. Das völlig ähnliche Verhältniß aller übrigen so wohl ältern als neuern Schriftsprachen, welche insgesammt die gesellschaftliche Mundart der blühendsten Provinz oder Stadt ihres Landes waren oder noch sind, welches sich theils aus der Natur der Sache, (S. Num. 1.) theils aus dem übereinstimmigen Zeugnisse so vieler Schriftsteller unter ihnen, theils aus ihrem Nahmen, wie bey der Toscanischen, Attischen und Römischen, theils in Ansehung der noch lebenden durch den Augenschein beweisen läßt. (St. 1, S. 5. f.) Über diesen Beweis schlüpft mein Gegner S. 155. mit leichten Füßen weg, und sagt, er wolle ihn unerörtert lassen, weil die Sache am Ende doch nichts entscheiden würde. Wie? nichts entscheiden? — Ich dächte sie müßte sehr viel entscheiden. Denn wenn einerley Erscheinung in neunzehn Fällen eine und eben dieselbe wirkende Ursache hat, so bin ich, wenn sie im zwanzigsten Falle wiederkommt, doch gewiß berechtigt, sie so lange eben derselben wirkenden Ursache zuzuschreiben, bis ausdrücklich das

Ge=

Gegentheil dargethan wird. Das ist nun in dem Deutschen Merkur nicht geschehen. Zwar wird daselbst behauptet, daß die Französische Schriftsprache von Schriftstellern sey ausgebildet worden, aber ohne den geringsten Beweis anzuführen, oder mir meine Gründe für die Unmöglichkeit einer solchen Ausbildung umzustoßen. Doch davon hernach.

4. Das Beyspiel solcher Sprachen, welche dem Willkühr der Schriftsteller überlassen worden. Als die Römische Sprache aufhörete, die gesellschaftliche eines durch Geschmack verfeinerten Volkes zu seyn, und als Schriftsteller sie darauf weiter ausbilden wollten, was ward sie und was mußte sie werden? — Barbarisches Latein. Was ist aus unserm Hochdeutsch bey allen denjenigen Schriftstellern geworden, welche es seit zwanzig Jahren für sich allein ausbilden wollten? — was es werden konnte und mußte, barbarisches Deutsch. Ist es wohl nöthig, Beyspiele anzuführen? Man nehme sich die Mühe, die Schriften unserer neuern Sprachverbesserer und der Sprachgrübler unter den witzigen Köpfen durchzublättern, so wird man hinlänglich davon überzeugt werden. Und doch sind sie Schriftsteller, und schreiben als Schriftsteller. Hinge die Sprache von Schriftstellern allein ab, so gäbe es weder Sprachfehler,

noch irgend etwas verwerfliches in der Sprache, weil nichts so fehlerhaft und ungereimt ist, wofür sich nicht die Autorität eines Schriftstellers sollte anführen lassen.

5. Das Beyspiel solcher Schriftsteller von Ansehen, welche man wohl eher für Schöpfer und Ausbilder der Sprache gehalten hat. Wie oft hat man nicht Luthern für den Urheber unserer heutigen Schriftsprache gehalten, und doch versichert er selbst mit dem ihm eigenen Nachdrucke, daß sein Deutsch kein anderes Deutsch sey, als wie es in dem gesellschaftlichen Umgange seines Ortes gesprochen werde. (St. 1, S. 20.)

6. Das Zeugniß so vieler Schriftsteller aus den Provinzen, und besonders aus Oberdeutschland, welche unsere heutige Schriftsprache immer Sächsisch, Obersächsisch und wohl gar Meißnisch nennen. Es sollte mir nicht schwer fallen, ein halbes hundert solcher Zeugnisse zusammen zu bringen, wenn es die Mühe der Aufsuchung belohnte. Nur eines, und zwar von einem Manne, für welchen mein Gegner gewiß Achtung hat, von dem nunmehr verewigten Bodmer. Dieser sagt in seinem Aufsatze von Luthers Verdiensten um die Deutsche Sprache, welcher sich vor seinen Grundsätzen der Deutschen Sprache befindet, S. 11, nachdem er Luthern die Umbildung der alten Schriftsprache zur heuti-

gen beygeleget hatte: „Die Sprache dieses grossen „Mannes erhielt mit seinen Schriften und seinen Leh„ren die Oberhand; die Achtung, die Ehrfurcht für die„se brachte zugleich jene in Ansehn; beyde wurden auf „einmahl gelernet. Man siehet dieses an der Sprache „der catholischen Provinzen Deutschlaudes; die ist nur „darum so weit von der Sächsischen unterschieden, weil „man da Luthers Lehrsätze nicht, und eben so wenig sei„ne Sprache angenommen hat. Vor Luthers Verän„derungen war der Unterschied zwischen der Sächsischen „Mundart und der Bayerischen oder Oesterreichischen „sehr gering. *) Eben dieses mag zum Theile auch „Ursache seyn, daß die Provinzen an dem obern Rhein, „die des Zwingels Lehre folgten, und seine Bücher la„sen, in welchen die Sprache der Schwäbischen Kaiser „sorgfältiger beybehalten ward, der Sächsischen Spra„che sich viel später beflissen haben, und noch jetzo in „vielen absonderlichen Stücken davon abweichen.“ Man nehme den Irrthum weg, daß Luther als Schriftsteller die

*) Warum anders, als weil die bisherige Schriftsprache bis dahin noch die gesellschaftliche Sprache der obern Classen in Sachsen so wohl als in Oesterreich und Baiern, war, zu und nach Luthers Zeit durch den Wachsthum an Erkenntniß, Geschmack und Wohlstand in Sachsen weiter ausgebildet ward, in den übrigen Oberdeutschen Provinzen aber da stehen blieb, wo sie war.

die Sprache verändert habe, welchen man einen Schweizerischen Gelehrten zu Gute halten kann, so ist alles für mich?

Ich könnte noch mehrere ähnliche Bemerkungen anführen, welche insgesammt zur Bestätigung meines Satzes dienen würden. Aber wozu? Er ist hoffentlich so strenge bewiesen, daß er keiner weitern Bestätigung bedarf. Ich frage nunmehr jeden billigen und uneingenommenen Leser, ob meine Überzeugung von der Wahrheit meines Satzes so subjectivisch ist, als mein Gegner sein Publikum bereden will. Ein Theil meiner im vorigen angeführten Gründe lag ihm bey seinem Aufsatze bereits vor Augen, allein er sahe sie nicht, oder thut wenigstens als wenn er sie nicht sehe.

Um dieses desto einleuchtender zu zeigen, will ich nunmehr den Widerspruch des Deutschen Merkur gegen die obigen Gründe halten, werde mich aber dabey so kurz als möglich ist, fassen, weil das meiste schon im vorigen widerlegt worden.

Von S. 149 — 154. liefert der Verfasser zuvörderst eine kurze Darstellung meiner Behauptung von dem, was Hochdeutsch ist. Ich bedaure nur, daß sie sehr unglücklich gerathen ist, und blos einen Auszug aus dem

liefert,

liefert, was ich von der Geschichte der Deutschen Schriftsprache und schönen Litteratur gesagt habe, mit Weglassung aller Gründe, weil ihre Erörterung, heißt es, für den deutschen Merkur zu weitläufig ist, und am Ende doch nichts entscheiden würde. Ich gestehe es gerne, daß ich mich in diese Art zu streiten nicht zu finden weiß. Meiner Einsicht nach entscheiden Gründe alles, und widersprechen, und doch keine Gründe erörtern wollen, ist so viel wie gar nichts. Beyläufig kommt S. 152. ein Ausfall gegen Gottscheden vor. Mag er doch immer für seine Person ein wässeriger, geschmackloser und nachlässiger Scribent, (warum nicht Schriftsteller?) gewesen seyn, so ist doch sein Verdienst um Sprache und Litteratur unläugbar. Er war der erste, der mit Nachdruck und Erfolg wider den Lohensteinschen Schwulst, wider Talandersche Sprachmengerey, und wider die niedrigen Possen auf der Bühne eiferte, auf die Reinigkeit der Sprache drang, und zur Bildung des Geschmackes die Nachahmung der Alten, und ihrer Schüler der Franzosen empfahl. Sey es doch, daß er in der Ausübung aller dieser Stücke selbst unglücklich war, so war doch seine erste Theorie für die damaligen Zeiten vortreflich, und bildete Schüler, welche größer waren, als er. Mancher Tanzmeister, dem die Natur gerade Füße versagte, hat Vestri's, und mancher sehr mittelmäßiger

Mah-

Mahler Raphaels gebildet, wenn nur ihre Anweisung gut war. Gesetzt auch daß der Hamburgische Patriot und die Zürchischen Sittenmahler ihm viel vorgearbeitet hatten, so vermindert das sein Verdienst nicht, weil er als Lehrer auf einer zahlreichen und blühenden Universität, stärker und weiter wirken konnte, als jene. Bey Bestimmung des Verdienstes hängt alles von dem Erfolge und der Größe des Wirkungskreises ab, und dann hat Gottsched bey allen seinen persönlichen Mängeln und Fehlern alles für sich.

Von S. 156 folgen Einwürfe, oder wie der Verfasser sie nennt, Zweifel und Fragen, gegen meine kurze Geschichte der Deutschen Schriftsprache. Er fragt, ob nicht die Sprache der Schwäbischen Dichter an Regelmäßigkeit, Biegsamkeit und Wohlklang der Sprache des 15ten und 16ten Jahrhunderts vorzuziehen sey? Soll diese Frage nicht willkührlich, nach wenig flüchtig hingeworfenen Blicken, beantwortet werden, so erfordert sie weitläuftige und mühsame Untersuchungen, deren Erfolg aber die Mühe nicht belohnen möchte, weil hier auf diese Frage wenig oder gar nichts ankommt. Aber gesetzt, die Sprache wäre zu den Zeiten der Schwäbischen Kaiser regelmäßiger *), biegsamer und wohlklingender

*) Regelmäßigkeit ist eigentlich nicht das Loos ausgebildeter Spra-

gender gewesen, als in den nächsten folgenden Jahrhunderten, so würde solches zum Beweise meines Satzes von der genauen Verbindung der Sprache mit dem jedesmahligen Zustande des Geschmackes und der Cultur überhaupt dienen. Aber mein Gegner fragt weiter: ob nicht die Sprache der Schwäbischen Dichter wesentliche Vorzüge vor der jetzigen gehabt habe? Ich frage dagegen: hatte die Sprache des **Andronicus**, **Fabius Pictor**, oder **Ennius** wesentliche Vorzüge vor der Sprache des **Virgil**, **Cäsar** und **Cicero**? Oder hatte die Französische Sprache unter **Ludwig** dem Heil. wesentliche Vorzüge vor der unter **Ludwig** 14? Und hatten sie ja einige Vorzüge in Nebendingen, waren diese ältern Sprachen um des willen im Ganzen den weit ausgebildetern neuern vorzuziehen? Ich weiß wohl, daß **Bodmer** die ältere Schwäbische Sprache der neuern Hochdeutschen den Vorzug gab; allein es ist nichts seltenes, daß man aus Vorliebe, und in der Hitze eine gute Sache zu befördern, ihre Vorzüge ein wenig übertreibt, und das begegnete hier dem guten **Bodmer**, und ihm haben es viele nachgebetet, welche nicht im Stande waren, die Schwäbischen Dichter weder zu lesen, noch zu ver-

Sprachen. Die ärmsten, rohesten und einfachsten Sprachen sind immer die regelmäßigsten. So sonderbar der Satz klingt, so leicht und bündig läßt er sich beweisen; aber das gehöret nicht hierher.

verstehen. Ich habe in dem vorigen Stücke bey Gelegenheit des mildernden e eine kleine Probe gegeben, wie unbestimmt und regellos die Schriftsprache der damahligen Zeit mit diesem Vocale umgegangen ist, und es würde sich das von weit mehrern Analogien beweisen lassen, wenn es die Mühe belohnte. Allein die ganze Untersuchung wird unnütz, so bald man den Satz einräumt, daß veraltete Mundarten nicht zur Verbesserung und Bereicherung neuerer gebraucht werden können, und daß Schriftsteller kein Recht haben, an der Sprache ihrer Zeit zu künsteln; denn darauf ist es denn am Ende mit diesen Fragen doch nur abgesehen. Räumt mein Gegner ein, daß Cultur und Sprache in der genauesten Verbindung stehen, und giebt er zu, daß die Cultur des 18ten Jahrhunderts die Cultur des 13ten weit hinter sich zurück läßt, so muß er auch schon aus diesem Grunde der heutigen Schriftsprache den Vorzug zugestehen.

Der zweyte Einwurf, S. 157 betrift das, was ich von Obersachsen gesagt habe. Mein Gegner fragt: womit kann bewiesen werden, daß Ober-Sachsen von der Mitte des 16ten Jahrhunderts bis 1760, der Sitz des guten Geschmackes in der Deutschen Litteratur, und also auch die Mundart dieser Provinz die ächte Hochdeutsche Sprache gewesen? In Ansehung der Litteratur beantworte

worte ich diese Frage in dem folgenden Aufsatze; hier habe ich es bloß mit der Sprache zu thun. Ich muß aber zuvörderst fragen, was verstehet mein Gegner unter ächte Hochdeutsche Sprache? Der Ausdruck ächt scheinet mir ein Schlupfwinkel zu seyn, hinter welchen er sich in jedem Falle verbergen kann. Er muß sich daher nicht allein erst näher erklären, was er unter ächtem Hochdeutsch verstehet, sondern auch, wenn seine Vorstellung von der meinigen abweicht, erst diese widerlegen, ehe ich ihm hierin antworten kann, weil die Beantwortung dieser Frage erst die Berichtigung aller übrigen Puncte voraus sezt, ehe sie mit Nutzen geschehen kann. Was mein Gegner mit den im folgenden angeführten Schriftstellern des vorigen Jahrhunderts sagen will, sehe ich nicht recht ein. Will er damit beweisen, daß die Obersächsische Mundart im 16ten und 17ten Jahrhundert keinen so überwiegenden Einfluß auf die Provinzen gehabt hat, daß sich diese darnach gebildet hätten, so gebe ich ihm das nicht allein zum Theil zu, sondern wende auch die ganze Erfahrung gar sehr für mich an. Warum war die Schriftsprache des vorigen Jahrhundertes, wie sich mein Gegner ausdruckt, ein wahres Babel? und warum schrieb jeder, was ihm recht däuchtete? Warum anders, als weil es den Schriftstellern an einer höhern Leitung fehlte, weil Sachsen ungeachtet seines höhern

Fortschrittes in der Cultur und dem Geschmacke, (der auch in Sachsen selbst, der Natur der Sache nach, nicht anders als sehr langsam geschehen konnte,) aus Mangel der dazu erforderlichen äußern Umstände noch nicht Einfluß genug auf das Ganze hatte; kurz, weil jeder Schriftsteller die ältere Schriftsprache für sich, und als Schriftsteller weiter fort= und ausbilden wollte, und in so fern ist dieser ganze Einwurf, wenn es anders einer seyn sollte, für mich. Aber ich kann ihm mit gleichzeitigen Zeugnissen damahls lebender Schriftsteller und schönen Geister, z. B. eines Johann Rist, und ziemlich auch Opitzens, beweisen, daß die Vorzüge der Obersächsischen Mundart schon damahls von Männern von feinerm Gefühle empfunden worden, daß sie selbige allen übrigen Deutschen Mundarten vorgezogen, und sich häufig nach ihr gebildet haben. Opitz hielt sich ausdrücklich eine Zeit lang bey August Buchnern in Wittenberg auf, bloß in der Absicht, Sprache und Geschmack bey ihm auszubilden. Ich werde, wenn ich Muße bekomme, einmahl die Zeugnisse dieser Art des 16ten und 17ten Jahrhundertes sammeln, und diese mögen denn die Antwort auf des Verfassers Frage seyn: wo sich damahls die Hochdeutsche Mundart befunden habe? Der neue Ausfall auf Gottscheden, S. 159, stehet hier wieder am unrechten Orte, wenigstens beweiset er nichts. Mag

es doch seyn, daß ihm schon andere brave Männer hier und da vorgearbeitet hatten; diesen Vortheil hatte Luther auch, und in einem noch weit höhern Grade, und doch bleibt ihm sein Verdienst.

Der dritte Einwurf S. 161, ist gegen meine Behauptung gerichtet, daß die obern Classen der blühendsten Provinz es eigentlich sind, welche die Sprache ausbilden, und legt dieses ganz den Schriftstellern bey. Allein so lange nicht die Möglichkeit gezeiget wird, wie ohne die engste gesellschaftliche Verbindung, (und in dieser leben doch Schriftsteller nicht,) einförmige Analogien Statt finden können, und diese sind doch schlechterdings nothwendig, wenn eine Sprache Sprache werden und bleiben soll, so lange ist auch diese ganze Ausbildung durch Schriftsteller nicht zu gedenken. Wir haben in den letztern zwanzig Jahren ein auffallendes Beyspiel davon, was aus der Sprache wird, wenn Schriftsteller sie ausbilden wollen. Der eine schreibt und spricht: Vatter, Gebet für Gebeth, er weist für er weiß; ein anderer Froff und Färd, für Pfropf und Pferd; ein dritter lehret, ich schnid, sod, schrit, sof, schlos, ris, rit, lid, für schnitt, sott, schritt, soff, schloß, riß, ritt, litt, conjugiren; ein vierter schreibt und spricht Knopflauch, zweynzüg, dreyzüg; ein fünfter verbeißt die Vocale, 's ist gut; noch ein anderer verschlingt die

Artikel vor den Substantiven und die Pronomina vor den Verbis, hab auch was neu's ausg'heckt; und was dergleichen Thorheiten mehr sind. Man setze das alles zusammen, so hat man eine Sprache, welche von Schriftstellern als Schriftstellern und ohne höhere Leitung ausgebildet worden. Ein jeder gehet seinen Weg, und schaft sich seine Analogien selbst, und nun lasse man nur hundert Schriftsteller auf diese Art zehn Jahr lang fortgehen, so wird man Wunder sehen, was aus der Sprache werden wird. Mein Gegner scheint das gefühlt zu haben, denn er setzt S. 164 den Schriftstellern Gränzen, welche aus der Natur der Sprache, und den allgemeinen Grundsätzen des richtigen Denkens und der guten Schreibart bestehen sollen. Der Natur der Sprache? welcher denn? der Deutschen gewiß nicht. Denn alle oben angeführten und hundert ähnliche Thorheiten lassen sich aus der Natur der Sprache oder doch einer Mundart derselben rechtfertigen, und werden von ihren Urhebern selbst daraus hergeleitet; die allgemeinen Gesetze des richtigen Denkens und der guten Schreibart sind hier noch schwankender, und völlig unbrauchbar, wenn sie von dem Sprachgebrauche abgesondert werden, und dieser findet, wie ich zu Anfange dieses Aufsatzes bewiesen habe, nur allein in der engern gesellschaftlichen Verbindung Statt.

Mein

Mein Gegner führet die Französische Sprache zum Beyspiele an, und behauptet, daß sie von Schriftstellern, und zwar von ihnen allein, sey ausgebildet worden. Allein sein einiger Beweis ist das einstimmige Zeugniß der ganzen Nation. Ich kann hier billig fragen: sind ihm denn auch alle Stimmen so bekannt? Hat er alle Schriftsteller gelesen? Es lohnet die Mühe nicht, weitläufige Nachsuchungen anzustellen, daher nur ein Paar Beyspiele des Gegentheils, die mir zuerst einfallen. Boileau sagt von dem Balzac, der seine Sprache auch als bloßer Schriftsteller ausbilden wollte: „Es ist ein „unverzeihlicher Fehler an ihm, daß er sich zwingt, „alle Dinge anders zu sagen, als sich alle andere Men„schen ausdrucken. Es giebt zwar noch jetzt Personen, „die ihn lesen, aber niemanden, der es wagte, ihn „nachzuahmen, weil diejenigen, welche es gethan haben, „bey der Welt zum Gelächter geworden sind.“ Wen verstehet er hier unter alle andere Menschen? Etwa die Schriftsteller? Dann hieße ja der Tadel gar nichts. Denn sollte Balzac als Schriftsteller die Sprache ausbilden, so mußte er sich ja anders ausdrucken, nicht allein als seine Zeitgenossen in der bürgerlichen Gesellschaft, sondern auch anders als die übrigen Schriftsteller. Wenn du Tremblay in seinem Traité des Langues in dem 7ten Kap. von den Ursachen der

Ausbildung, und des Verfalles der Sprachen handelt, so sagt er S. 42: Ce n'est donc en effet que par la culture des Arts & des Sciences, que les langues peuvent parvenir à leur perfection. Il faut que les peuples qui les parlent, (also nicht die Schriftsteller allein,) se civilisent & se polissent, et ils ne se polissent que par la connoissance des Arts & des Sciences, & plus ils avancent dans ces connoissances, plus leur langage s'enrichit u. s. f. De Brosses, einer der größten Sprach-Philosophen, welche Frankreich nur gehabt hat, handelt weitläufig von den Ursachen des Wachsthumes und des Verfalles der Sprachen, und setzt sie ganz in der zu- oder abnehmenden Cultur des Volkes, welches sie spricht, nicht der einzelen Personen, welche sie schreiben. Dieß sind Zeugnisse von Sprachgelehrten, und ein solches wiegt tausend Mode-Schriftsteller auf, deren Sprachkenntnisse gemeiniglich am seichtesten sind. Aber wenn auch alle Franzosen mit meinem Gegner einstimmig wären, so würde doch ihr vereinigtes Zeugniß von keinem Gewichte seyn, so lange nicht die oben bewiesene Unmöglichkeit weggeschaffet ist.

Um nicht zu weitläufig zu werden, übergehe ich verschiedene andere Behauptungen meines Gegners; um noch etwas von der Folgerung sagen zu können, welche

derselbe S. 165 und 199 aus meinem Satze herleitet. Da der Wohlstand einer Provinz veränderlich ist, und leicht zu einer andern übergehen kann, so würde sich auch die Schriftsprache immer ändern müssen, und daraus würde mit der Zeit ein Babel werden; die jetzigen classischen Schriftsteller würden nach wenig Jahrhunderten unverständlich und unlesbar werden, u. s. f. Ich weiß nicht, warum diese Folgerung meinem Gegner so entsetzlich vorkommt, daß er kaum seinen Augen trauen will. Das übertriebene in derselben abgerechnet, gebe ich sie zu, und sie beweiset nichts wider mich. Ich habe selbst gezeiget, daß sich unsere Schriftsprache seit tausend Jahren drey Mahl verändert hat, und es kann seyn, daß sie sich in den nächsten tausend Jahren noch drey Mahl ändert. Das ist das Schicksal aller lebenden Sprachen, und ich glaube es gern, daß unsere heutigen besten Schriftsteller nach 500 Jahren eben so unverständlich seyn werden, als uns jetzt das Lied der Nibelungen, und der Krieg zu Wartburg ist. Ob sich die Sprache dabey verbessern oder verschlimmern wird, getraue ich mir nicht zu entscheiden. Mein Gegner thut mir unrecht, wenn er mich behaupten lässet, die Cultur der Sprache habe in dem Zeitraume von 1740 bis 1760 ihre Vollendung erreicht, und dürfe nicht weiter gehen. Da jede Art der Cultur und folglich auch der

der Sprache ihre Gränzen hat, so habe ich es nur als eine Frage aufgeworfen, ob nicht der Grad der Cultur des jetzt gedachten Zeitpunktes für den Deutschen Charakter der einige wahre männliche Grad ist? Ich habe nichts dawider, wenn die Frage auch verneinet wird, nur muß man mir alsdann zugestehen, daß der Weg, auf welchem unsere Sprachgrübler und neuern Genies die Sprache seit einiger Zeit fortbilden wollen, nicht der rechte ist, wenn sie anders eine Einheit behalten, d. i. ein schönes übereinstimmiges Ganzes bleiben soll. Es gibt indessen auch in Ansehung noch lebender Sprachen ein Mittel, die Schriftsprache eines Landes vor den Veränderungen zu verwahren, welchen die Sprache der obern Classen ausgesetzet ist, nähmlich, daß man die gesellschaftliche Sprache des blühendsten Zeitpunctes, als eine auf immer fixierte todte Mundart ansiehet, und sich bloß nach ihr bildet. Diese läßt sich alsdann freylich nur aus Schriftstellern erlernen, weil der mündliche Ausdruck längst verrauscht ist. Allein um deswillen haben eben diese Schriftsteller die Sprache nicht gebildet, sonst bliebe unerklärbar, warum die spätern Schriftsteller nicht eben dieses Recht haben, sondern schlechterdings an die ältern gewiesen sind. Allein es wird dieses Mittel so selten angewandt, daß ich nur eine einige Sprache weiß, welche es angewandt hat, und das ist

denn

denn die Italiänische. Und auch von dieser kann ich es nicht mit völliger Gewißheit behaupten, weil das Verhältniß zwischen der gesellschaftlichen Sprache der obern Classen in Toscana, gegen die Italiänische Schriftsprache mir als einem Ausländer nicht bekannt seyn kann. Ob aber die Deutsche Sprache dieses Mittel einmahl anwenden wird, läßt sich ohne die Gabe der Prophezeihung zu besitzen, noch weniger bestimmen. Sollte es aber ja geschehen, so wird, so wie in Italien ein Zeitpunkt zum Grunde gelegt werden müssen, da die Sprache unter den Schriftstellern eine gewisse schöne Einheit hatte; und einen solchen Zeitpunkt kenne ich außer dem von 1740 bis 1760 in der ganzen Sprachgeschichte nicht, und mehr habe ich auch durch die Empfehlung dieses Zeitpunktes nicht sagen wollen. Denn daß sich diese Einheit seit 1760 gar sehr verlohren hat, lehret eine sehr mäßige Bekanntschaft mit den neuesten Schriftstellern, und ich kann meinen Gegner ohne Bedenken fragen, ob alle diese Schriftsteller nach funfzig Jahren wohl zum Muster der Schriftsprache dienen können, oder nur noch leßbar seyn werden?

Der nächste Einwurf S. 202, ist gegen die Obersächsische Mundart gerichtet, und mein Gegner geräth dabey in eine Heftigkeit, besonders gegen Gottscheden, welche ich mir kaum zu erklären weiß. Er

will viele Chursächsische Herren und Damen gesprochen haben, welche eben so unrein gesprochen, und eben so viel Provinzielles mit eingemischt haben, als Herren und Damen anderer Provinzen. Ich bemerke dagegen mit Übergehung alles dessen, was hierher nicht eigentlich gehöret: 1. Es ist nicht das erste Mahl, daß man die Fehler des Obersächsischen mündlichen Ausdruckes vergrößert, um ihn nur der Schriftsprache entgegen stellen zu können. 2. Ich will meinen Gegner zwar keines Weges einer vorsetzlichen Vergrößerung beschuldigen, beklage aber doch, daß gerade er so unglücklich gewesen ist, immer auf solche Personen zu stoßen. Ich lebe nunmehr achtzehen Jahre in dem südlichen Chursachsen, und habe den mündlichen Ausdruck im Ganzen genommen, in keiner Provinz so rein und unvermischt gefunden, als eben hier, und ich könnte ihm sehr viele Personen beyderley Geschlechtes selbst vom ungelehrten Stande nennen, deren mündlicher Ausdruck, selbst in den gewöhnlichsten Vorfällen, so ausgewählt, rein und edel ist, als der beste schriftliche Ausdruck nur seyn kann. 3. Das Verhältniß der Obersächsischen Gesellschaftssprache gegen die Hochdeutsche Schriftsprache kann nicht eher mit Nutzen bestimmt werden, als bis mein Gegner mit mir über die Entstehungsart der letztern einig ist. Gibt er mir zu, daß keine Sprache und

Mund=

Mundart, folglich auch nicht die Schriftsprache, anders als in der engern gesellschaftlichen Verbindung entstehen kann, wenn sie eine Einheit haben soll, so kommt es nur darauf an, diejenige Provinz ausfindig zu machen, in welcher der mündliche gesellschaftliche Ausdruck der Schriftsprache am nächsten kommt. Ich sage mit Fleiß am nächsten kommt, weil der flüchtige mündliche Ausdruck weniger Wahl und Überlegung verstattet, als der schriftliche. Von irgend einer Oberdeutschen Provinz wird sich das wohl nicht behaupten lassen, und eben so wenig von einer Niederdeutschen, als Niederdeutschen; weil die Abweichungen beyder Mundarten von der Schriftsprache zu sehr auffallen. Es bleibt also keine andere Provinz übrig, als Obersachsen, wo der mündliche Ausdruck der obern und selbst der mittlern Classen im Ganzen eben dieselben Analogien hat, welche das schriftliche Hochdeutsch befolgt. Ich behaupte noch mehr, selbst der mündliche Ausdruck des Volkes in Meissen, oder die eigentliche Meißnische Provinzial-Sprache, weicht bey weitem nicht so sehr von der Schriftsprache ab, als die Volkssprache anderer Provinzen. Ich habe mir viele Mühe gegeben, Meißnische Provinzial-Ausdrücke und Formen zu sammeln, aber was ich auftreiben können, ist wie nichts gegen die reiche Ärnte zu rechnen, welche andere Provinzen darbiethen.

S. 208 f. kommt mein Gegner wieder auf die Ausbildung der Sprache durch Schriftsteller, welche ihm vorzüglich am Herzen liegt. Er gestehet mir zu, daß die Ausbildung einer Sprache das Werk des Geschmackes ist, behauptet aber dabey, daß dieser an keine Provinz gebunden sey, sondern daß Schriftsteller aller Provinzen Geschmack besitzen, und folglich die Sprache ausbilden können. Ich gebe ihm alles zu, nur die Folge nicht. Er erkläre mir einmahl, wie es möglich ist, daß in mehrern Provinzen zerstreute Schriftsteller auch, wenn sie in allen Rücksichten Geschmack besitzen, eine Sprache nach einförmigen Analogien ausbilden können, so daß sie eine schöne Einheit behält. Die oben angeführten Beyspiele von Neuerungen in der Sprache sind insgesammt von Schriftstellern, welche sehr viel Geschmack zu haben glauben, und doch wird mein Gegner sie wohl schwerlich billigen. Aber, wird er sagen, daß ist ein falscher Geschmack. Gut, aber wo ist denn in Sprachen der Probierstein des wahren oder falschen Geschmackes? Die Natur der Sprache kann es nicht seyn, weil sich alle obige Thorheiten aus derselben vertheidigen lassen. Andere allgemeine Grundsätze gewiß auch nicht, sie müßten denn noch erst erfunden werden. Grundsätze sind dazu nicht einmahl anwendbar, weil der Geschmack ursprünglich und eigentlich, und in dem, was Sprachen

betrift,

betrift, bey nahe ganz allein in der dunkelen Empfindung bestehet, und diese dunkele Empfindung, wenn sie auf mehrere gleichförmig wirken soll, nur durch gleichförmige Verhältnisse des engern gesellschaftlichen Lebens hervor gebracht werden kann.

Was S. 210 f. von Aufnahme der Provinzial- und veralteten Wörter gleichfalls wider mich behauptet wird, fällt von selbst weg, so bald man über das, was wirklich Hochdeutsch ist, einig ist, und von dem Gange des Geschmackes in den Sprachen den gehörigen Begriff hat. Auch wenn eine Schriftsprache noch in der Ausbildung begriffen ist, kann sie keine Provinzial-Wörter aufnehmen, weil dieses den Begriff einer eigenen Mundart aufheben würde; noch weniger aber veraltete Wörter, weil solche Wörter, welche den Geschmack schon in den mittlern Graden der Ausbildung beleidigten, und daher ausgestoßen wurden, ihn in den höhern noch mehr beleidigen. Schwerlich wird man von irgend einer ältern oder neuern Schriftsprache beweisen können, daß sie während ihrer Ausbildung die Provinzen oder verflossenen Jahrhunderte zu Hülfe nehmen müssen. Es würden sich, wenn es die Mühe belohnte, z. B. von der Französischen Sprache genug Beyspiele aus den beyden nächsten Jahrhunderten vor ihrer völligen Ausbildung

unter

unter Ludwig 14 auffinden lassen, daß Schriftsteller von Verstande und Geschmack zu allen Zeiten wider Provinzial- und veraltete Wörter geeifert haben. Die aus dem Quintilian und Horaz aufgeführten Stellen beweisen nichts wider mich; die letztere ist vielmehr ganz für mich, wenn mein Gegner sie nur ein wenig aufmerksam überlesen, und besonders die beyden letzten Zeilen nicht übersehen will. Wenn noch mehr Beweise nöthig wären, so könnte ich eine Menge der deutlichsten Stellen aus dem Cicero so wohl als andern Römischen Schriftstellern für mich anführen, wie zum Theil schon in dem ersten Stücke S. 9. geschehen ist. Jede, so wohl ältere als neuere Schriftsprache beweiset in diesem Stücke eine unbiegsame Strenge, und so lange Deutsche Schriftsteller mit ihnen noch nicht gleich empfinden, so lange hat auch ihr Geschmack noch nicht den Grad erreicht, welcher erfordert wird, eine schöne Schriftsprache darzustellen. Daß dies nun seit 1760 wieder eben so sehr der Fall ist, als er es vor 1740 nur seyn konnte, beweiset der Augenschein. Ich läugne damit nicht, daß es auch jetzt noch in den Provinzen Schriftsteller giebt, welche der schönen Einheit, die die Sprache haben muß, vollkommen getreu bleiben; allein die große Menge der Abweichenden aller Art zeigt doch, daß die Empfindung der nothwendigen Einheit der Sprache seit dem gedachten

ten Zeitpuncte gar sehr abgenommen hat; und das war es eigentlich, was ich behaupten wollte.

Mein Gegner hat also von meinen Behauptungen in Ansehung der Sprache eigentlich noch nichts widerlegt. Der Hauptpunkt, welcher zwischen uns streitig ist, und worauf hier alles ankommt, ist die Unmöglichkeit der gleichförmigen Ausbildung einer Sprache, außer der engsten gesellschaftlichen Verbindung, folglich durch Schriftsteller als Schriftsteller allein. Die Gründe, welche ich dafür angeführet habe, sind meiner Einsicht nach entscheidend, und ich kann es ruhig abwarten, ob er sie widerlegen, oder ihnen stillschweigend beypflichten wird. Wir wollen nunmehr sehen, ob er in Ansehung dessen, was ich von unserer schönen Litteratur gesagt habe, glücklicher gewesen ist.

5.

Über die schöne Litteratur der Deutschen; auch gegen den Deutschen Merkur.

Allein hier habe ich alle nur mögliche Ursachen, mich auf das höchligste über ihn zu beschweren, weil er hier nicht bloß meine Gründe übersehen, sondern meinen Satz völlig mißverstanden hat, und mich Dinge sagen lässet, an welche ich nie gedacht habe. Es ist nothwendig, daß ich mich auch hier wiederhohle.

Die Ausbildung einer Sprache ist das Werk des Geschmackes. Soll sie nach gleichförmigen Analogien geschehen, d. i. soll die Sprache eine Einheit bekommen, und ein schönes übereinstimmiges Ganzes ausmachen, so muß solches in den engsten gesellschaftlichen Verbindungen geschehen; daher ist in jedem Lande die Mundart der blühendsten und ausgebildetsten Provinz oder Stadt zugleich die Schriftsprache, und diese zeiget desto mehr Einheit, je stärker der Einfluß des blühendsten Theiles eines Staates auf die übrigen Provinzen ist.

Dieß war der Satz, welchen ich in der ersten Abhandlung meines Magazines zu beweisen suchte, und dieser führte mich ganz natürlich auf die schöne Littera-

tur,

tur, da beyde ein Werk des Geschmackes sind, und sich ohne schöne Sprache keine schöne Litteratur denken läßt. Ich vermuthete, daß die schöne Litteratur eines Landes, wenn sie National seyn soll, bey aller Verschiedenheit eben so wohl eine gewisse Einheit haben müsse, als die Sprache, und glaubte, daß diese Einheit in beyden auf einerley Art entstehen und erhalten werden müsse, nähmlich durch den Geschmack der obern Classen in der ausgebildetsten Provinz.

Deutschlands Sprache und Litteratur hatten von 1740 bis 1760 einen gewissen Grad der Einheit, welchen sie seit den Zeiten der Schwäbischen Dichter nicht gehabt hatten; und in eben diesem Zeitpunkte ist der Einfluß des in Obersachsen verfeinerten und ausgebildeten Geschmackes am sichtbarsten. Nach 1760 verlohr sich diese Einheit sehr merklich; und so wie man in der Sprache tausend Thorheiten entstehen siehet, so kommen nunmehr auch in der schönen Litteratur Barden- und Druiden-Geschmack, Minnegesang, Volkston, Vernachläßigung der Reinigkeit und Richtigkeit der Sprache, und was weiß ich, was alles noch mehr zum Vorschein; und es war ganz natürlich, dieses gleichfalls dem geschwächten Einflusse des guten Geschmackes auf die Provinzen zuzuschreiben.

Dieß war es, was ich in dem 5ten Aufsatze des ersten Stückes meines Magazines nicht so wohl zu beweisen, als vielmehr nur anzudeuten suchte. Ich hoffte, einen philosophischen Kopf dadurch aufzumuntern, diese, so viel ich weiß, noch nicht bearbeiteten Gegenstände näher zu untersuchen, und zu bestimmen, ob und wie fern die schöne Litteratur eines Volkes, wenn sie National seyn soll, eine gewisse Einheit haben müsse, und wie diese Einheit erhalten werden könne, und die Untersuchung mochte ausfallen, wie sie wollte, so würde ich sehr gleichgültig dabey gewesen seyn, und keinen Tropfen Dinte, geschweige eine Thräne darüber vergossen haben.

Es war mir dabey nicht eingefallen, und konnte mir nicht einfallen, den Grad der Güte, welchen Sprache und schöne Litteratur von 1740 bis 1760 hatten, als das non plus ultra der Deutschen Vollkommenheit vorzuzeichnen, Obersächsische Schriftsteller, als die einigen Muster aufzustellen, den Geschmack auf Obersachsen allein einzuschränken, und das Daseyn guter und vortreflicher Schriftsteller auch nach 1760 zu läugnen. Bloß von der Einheit des Geschmackes habe ich geredet, ohne den Grad seiner innern Güte weder bestimmen, noch demselben Gränzen setzen zu wollen.

Ich

Ich hoffte, mich so deutlich ausgedruckt zu haben, daß niemand meine Meinung verfehlen könnte, welcher sich die Augen nicht vorsetzlich zuhalten wollte, und da ich dessen ungeachtet Mißdeutung befürchten mußte, so suchte ich mich in dem zweyten Stücke noch näher darüber zu erklären.

Aber wie verhält sich nun mein Gegner in dem Deutschen Merkur dagegen? Er siehet über die Einheit des Geschmackes und ihre Verbindung mit dem Begriffe einer schönen National-Litteratur ganz weg, und läßt mich dagegen Dinge sagen, welche ich nach meiner Einsicht unmöglich sagen konnte. Er läßt mich (S. 155.) „Schranken vorschreiben, innerhalb welchen das Genie, „der Witz und die Empfindung aller Deutschen Dichter „und Prosaisten sich halten muß, wenn sie nicht mit dem „Zeichen des schlimmen Geschmackes gebrandmahlet, und „zu den Sächsischen Schriftstellern von 1740 bis 1760 „in die Schule geschickt werden wollen,“ (welch ein unedler Ausdruck!) Er läßt mich, (eben das.) „im „Nahmen des südlichen Obersachsens eine Action gegen „die Provinzen anstellen,“ und was dergleichen Behauptungen mehr sind.

Das sind Beschuldigungen, welche weiter keine Widerlegungen verdienen. Ich frage nur meinen Gegner:

billigt er die oben genannten und ähnlichen Auswüchse, an welchen der Afterwitz Deutschlandes seit 1760 so fruchtbar gewesen ist? oder billigt er sie nicht? Aus verschiedenen Stellen seines Aufsatzes erhellet das letztere. Nun so ist es doch wohl erlaubt, den Ursachen nachzuforschen, warum der Deutsche Geschmack in der Sprache so wohl als Litteratur nach der wirklich sehr schönen Periode von 1740 bis 1760 so schnell wieder gesunken ist, wenigstens einen großen Theil seiner Einheit verlohren hat; so ist es doch wohl der Mühe werth, zu untersuchen, was ihm zur Leitung und Stütze dienen muß, wenn er diese Einheit erhalten, und in derselben zu immer höherer Vollkommenheit fortschreiten muß.

Daß die Muster so wohl älterer als neuerer ausgebildeter Nationen zur Bildung des Geschmackes nothwendig sind, ist unläugbar; aber eben so unläugbar ist es, glaube ich auch, daß sie dazu allein nicht hinreichend sind, weil der gute Geschmack, wenn er National seyn und eine Einheit haben soll, sich auch auf die Sprache, Sitten, und andere individuelle und conventionelle Verhältnisse erstrecken muß, welche einer andern Leitung bedürfen. Und nun, welcher Leitung? — Allgemeiner Grundsätze und Vorschriften, sagt mein Gegner. — Ich frage dagegen, welcher denn? Was gibt es

für

für allgemeine Grundsätze, welche das, was in der schönen Litteratur wirklich national ist, leiten sollen, und nicht aus der Sprache, den Sitten und dem ganzen Geschmacke der Nation selbst abstrahiret sind? Und wenn dieses ist, so frage ich weiter, welcher Theil der Nation ist es, von welchem diese Grundsätze abstrahiret werden müssen? Ist es der Theil der Nation, welcher vor sechs oder zehn Jahrhunderten lebte, oder ist es die heutige Nation? Ist das letztere, so frage ich, da ich nun einmahl im Fragen bin, weiter, welcher Theil der heutigen Nation ist es, der ausgebildetste oder der weniger ausgebildete Theil? Schwerlich wird mein Gegner das letzte behaupten, und dann wären wir auf den Punkt, wohin wir kommen müssen, wenn das, wovon eigentlich die Rede ist, mit Nutzen untersucht werden kann. Es kommt nunmehr nur darauf an, wo der ausgebildetste Theil einer Nation zu suchen ist.

Dieser ist, sagt mein Gegner, an keine Provinz gebunden, er ist durch die obern Classen aller Provinzen zerstreuet. Ich gebe das zu, und verbitte daher alle Beschuldigung einer Action gegen die obern Classen der Provinzen. Allein ich habe denn doch immer noch allerley Bedenklichkeiten, warum ich diesen durch alle Deutsche Provinzen so zerstreuten ausgebildetsten Theil

nicht für das Original halten kann, welches die schöne Litteratur leiten muß, wenn sie als National-Litteratur Einheit und Übereinstimmung haben soll. Dieser ausgebildete Theil hat in dem, was Sprache, Sitten, und allem, was conventionell ist, selbst so wenig Einheit, und ist in allen Staaten nur das Nachbild eines höhern Originales, entweder des Hofes oder der blühendsten Provinz, und dann sehe ich nicht ein, warum sich die schöne Litteratur eines Landes, in dem, was wirklich national seyn muß, und ihr Einheit verschaffen kann, an das schwächere Nachbild, und nicht vielmehr an das höhere Original selbst halten sollte. Hat mein Gegner gegen diesen Satz und alles vorige überwiegende Gegengründe, so gebe ich ihm mein Wort, daß ich der erste seyn will, der ihm beypflichtet. So lange das aber nicht geschiehet, muß er mir erlauben, nicht allein bey meiner Meinung zu bleiben, sondern auch weiter zu schließen.

Welche Deutsche Provinz nun diejenige ist, worin sich seit der Reformation die ganze höhere Cultur concentriret, und sie zu dem Originale nicht allein des gesammten nördlichen Deutschlandes, sondern auch eines großen Theiles des mittlern und südlichen gemacht hat, das ist bisher noch gar nicht streitig gewesen, und ganz Deutschland gestehet es ein, daß es Obersachsen ist,

welches die Religion und Philosophie für ganz Deutschland gereiniget, alle Wissenschaften geläutert, und in den neuern Zeiten auch die schönen und bildenden Künste höher geehret hat, als irgend eine andere gleichzeitige Provinz, welches dem ganzen nördlichen Deutschlande seine höhere Gesellschaftssprache, und mit derselben auch Geschmack und Sitten gegeben hat, dessen Universitäten bey nahe zwey Jahrhunderte hindurch die vornehmsten und fast einigen Schulen Deutschlandes waren, welches an Handlung und Kunstfleiß aller Art alle übrige Provinzen übertroffen hat, und auch darin das Original für das übrige Deutschland geworden ist, und endlich, welches unserer schönen Litteratur noch die einige Periode gegeben hat, in welcher sie eine gewisse Einheit hatte. Nur mein Gegner konnte das in Zweifel ziehen, oder gar läugnen, über Deutschlands Athen spötteln, und in der Verzweifelung so gar Hamburg als Deutschlands Athen aufstellen, und zwar aus keiner andern Ursache, als weil einmahl ein Paar brave Männer den Patrioten, ein für seine Zeit gutes Wochenblatt, daselbst schrieben.

Ich traue meinem Gegner so viel Billigkeit zu, daß er das, was er da in der Hitze niederschrieb, bey kälterm Blute nicht geschrieben zu haben wünschen wird, daher ich mich nicht weiter dabey aufhalte. Ich will nur zum

Beweise, daß Deutschland in diesem Stücke zu allen Zeiten billiger gedacht hat, eine einige Stelle eines gelehrten Niedersachsen, des vormahligen Lehrers am Carolino zu Braunschweig, Hrn. Reichards anführen, welcher in den dasigen wöchentlichen Anzeigen, 1753, S. 658 sagt: „Wir müssen es willigst bekennen, daß die Mittel „der Aufklärung des Witzes und Verstandes eher unter „den Meißnern und Chursachsen, als anders wo den „Zügel ergriffen und sich einer stillen Beherrschung aus „diesen Provinzen über das übrige Deutschland bemächtiget haben. Die Deutsche Übersetzung der Bibel durch „Luthern, die Oberdeutschen Gesänge, der Wittenbergische und Dresdner Kanzelley-Styl, welcher daher „viele Wörter und Redensarten annahm, gingen in „kurzer Zeit durch ganz Deutschland, und enthielten „den Grund in sich, warum man schon vor dem Jahre „1600 in Nieder-Deutschland bey Führung der Prozesse, „bey Abfassung der Gesetze und Verordnungen und zum „Aufsatze öffentlicher Schriften, sich nach der Maßgabe „der Oberdeutschen, insonderheit des Wittenbergischen „und Meißnischen Fußes richtete.“ Mehr und zum Theil noch deutlichere Aussprüche werde ich anführen, wenn ich einmahl Lust bekomme, die Zeugnisse dieser Art von dem 16ten Jahrhunderte an zu sammeln.

So unläugbar das alles ist, so unläugbar ist es auch, daß alle diese Umstände, wodurch sich Sachsen so sehr vor andern Provinzen ausgezeichnet hat, und zum Theil noch auszeichnet, sehr mächtig auf den Geschmack wirken, und alles das bilden mußten, was eigentlich den höhern National-Geschmack ausmacht, und wohin Sprache, Sitten, und kurz alles, was in dem gesellschaftlichen Leben conventionell ist, gehören. Habe ich Unrecht, wenn ich behaupte, daß dieser Geschmack auch die schöne Litteratur leiten müsse, wenn sie eine Einheit haben, und folglich eine National-Litteratur werden soll, so wie er sie von 1740 bis 1760 leitete? Ich behaupte damit nicht, daß der Grad des Geschmackes und der Litteratur in dem gedachten Zeitpunkte der einige wahre ist, welcher nicht überschritten werden dürfe. Es mag immer seyn, daß dieser Zeitpunkt nur der Anfang der höhern Ausbildung unserer schönen Litteratur war, und daß sie noch eines weit höhern Fortschrittes fähig ist; ich habe nichts dawider, nur gebe man mir auch zu, daß sie sich nicht anders als in der gedachten Einheit fortbilden könne, wenn sie wirklich eine schöne National-Litteratur bleiben soll.

Ist das seit 1760 geschehen? Ist da Einheit, wenn der eine im Geschmacke des dreyzehnten, und der andere gar des fünften Jahrhundertes dichtet? Wenn hier Bar-

den- und dort Skaldengesang brauset? Wenn schöne Geister hier im Tone des niedrigsten Pöbels reden, und sich dort aus Sprachfehlern eine Ehre machen, oder sich wohl gar ihre eigene Sprache bilden? Wenn die Dichtung hier kalte Prosa und dort abentheuerlicher Schwulst ist? Wenn Deutsche Musen hier auf Griechischen und Römischen Krücken einher hinken, und dort wieder Geister- und Gespenster-Mähren faseln, welche die höhere Cultur mit Mühe aus den Köpfen verbannet hat? Ist da Einheit, und kann man da wohl hoffen, daß ein unpartheyischer Zuschauer uns eine schöne National-Litteratur zugestehen wird? Und was hilft es, wenn wir immer noch einige vortrefliche Schriftsteller in allen Provinzen haben, welche unsere schöne Litteratur in und mit dieser Einheit zu erhöhen fähig sind, und zum Theil wirklich erhöhet haben, wenn ihr Beyspiel so wenig Einfluß auf das Ganze hat? Das ist denn doch wohl ein Beweis des im Ganzen wirklich gesunkenen Geschmackes.

Mein Gegner sagt noch mancherley, welches mich theils nicht trift, theils aber bey genauerer Untersuchung für mich ist. Z. B. daß es meist Chursachsen von Gottscheds Zucht gewesen sind, welche den verderbten Geschmack in ihren Schutz nahmen. Es sey darum; aber

aber was richteten sie aus? Waren oder blieben sie der überwiegende Theil? Behauptete nicht zu eben derselben Zeit der bessere Geschmack seine Rechte, und ging nicht zu eben derselben Zeit, die nicht kleine Anzahl besserer Köpfe von Obersachsen aus, welche sehr bald das Übergewicht bekamen, und unserer Litteratur noch jetzt Ehre machen? Und ist wohl Gottsched und seine wässerige Schule von Schweitzern je so lächerlich gemacht worden, als solches in Obersachsen selbst geschahe? Das beweiset doch wenigstens, daß der schlechtere Geschmack hier nicht der herrschende war.

Mein Gegner spricht den Obersachsen alles Verdienst um die Deutsche Schriftsprache ab, nimmt aber ausdrücklich Luthern davon aus, dessen Verdienste um die Sprache er von ganzem Herzen unterschreiben will. Legt er Luthern wirklich Verdienste um die Sprache bey, so fallen sie gänzlich auf Obersachsen wieder zurück, indem ich im ersten Stücke aus Luthers eigenem Munde bewiesen habe, daß er in der Sprache nichts neues erfunden, sondern sich in seinen Schriften ganz der Obersächsischen Mundart bedienet hat, wie sie zu seiner Zeit beschaffen war, und dadurch ihre schnelle Aufnahme und Verbreitung über einen so großen Theil Deutschlandes beförderte und beschleunigte.

Von

Von den Verdiensten der ehemahligen Zürcher, um die Deutsche Sprache und Litteratur, hat mein Gegner sehr hohe Begriffe. Ich schätze die Bemühungen dieser Männer sehr hoch, lasse mich aber dadurch nicht verleiten, die Achtung für sie zu übertreiben. Muß man gestehen, daß Gottsched auf der einen Seite die Wahrheit und leichte Verständlichkeit des Ausdruckes bis unter die Würde der Schreibart übertrieb *), so muß man auch einräumen, daß die Schweitzer auf der andern Seite ausschweiften, und besonders einem harten, schwülstigen, und unnatürlichen Geschmacke folgten. Mein Gegner mag selbst entscheiden, ob wir auf dem Wege der biblischen Epopäen, des Miltonschen Schwulstes, der fremden Sylbenmaße, des veralteten Geschmackes des 13ten Jahrhundertes, und der harten Schweitzerischen Sprache, eine schöne National-Litteratur und Sprache würden haben bekommen können? Und wenn er ja so etwas glauben sollte, so appellire ich von ihm an den Herausgeber des Deutschen Merkur, der ihn durch sein

*) Mein Gegner druckt das S. 206 f. gewiß nicht auf die edelste Art so aus: „Gottsched der Erzdunse seiner Zeit habe „nichts für Hochdeutsch gelten lassen wollen, wenn es nicht „solches Deutsch war, das alle Ladendiener und Jungemägde „in Leipzig verstunden und sprachen.“ Schwerlich würde Gottsched selbst sich verständlicher haben ausdrucken können.

sein eigenes Beyspiel überzeugen wird, indem derselbe diesem Geschmacke eine Zeitlang selbst folgte, ihn aber, ohne Zweifel aus Überzeugung, sehr bald wieder verließ.

Der Einwurf, daß die besten Deutschen Schriftsteller zu allen Zeiten Männer aus allen Provinzen gewesen sind, ist nichts weniger als ein Einwurf, weil es hier nicht auf den Geburtsort, sondern auf die Befolgung der Sprache und des Geschmackes der blühendsten Provinz ankommt. Waren doch nicht alle gute Griechische, Lateinische und Italiänische Schriftsteller aus Athen, Rom und Griechenland, und in Frankreich will man bemerket haben, daß die besten Französischen Schriftsteller aus der Normandie sind. Aber sind sie es, so fern sie in der Sprache und dem Geschmacke ihrer Provinz schreiben, oder so fern sie sich nach dem Geschmacke des Hofes *), als des blühendsten und ausgebildetsten Theiles

*) Von ungefähr stoße ich auf noch eine Stelle, welche wider meinen Gegner beweiset, daß die Französische Schriftsprache nichts anders als die Sprache des Hofes ist. Ronsard, der bekannte Dichter, welcher in der letzten Hälfte des 16ten Jahrhunderts lebte, zu einer Zeit, da die Französische Sprache noch eben so wenig Einheit hatte, als die Deutsche im 15ten Jahrhunderte, gibt seinen Schriftstellern und Dichtern den Rath, vor andern Mundarten vorzüglich der Mundart des Hofes zu folgen, weil sie die schönste sey. Ich besinne mich auch

Theiles der Nation bilden? Es würde sich, wenn es hierher gehörte, beweisen lassen, daß Personen aus manchen Provinzen, unter gewissen Umständen, fähiger sind, sich die Sprache und den Geschmack der blühendsten Provinz eigen zu machen, als oft die Eingebohrnen der letztern selbst, weil jene selbige studieren müssen. Und dieß gilt im Deutschen besonders von den Niedersachsen, deren ganze Sprache und Cultur, (Hamburg, meines Gegners Deutsches Athen, nicht ausgeschlossen,) ohnehin ein Nachbild und eine Tochter der Obersächsischen Cultur ist.

auch mehr als einmahl gelesen zu haben, daß Französische Schriftsteller, wenn sie ihre Schriftsprache von den Mundarten unterscheiden wollen, jene die Hofsprache, la langue de la cour, nennen.

---

6. Wil-

6.

Wilhelm der Heilige von Oranse.

Erster Theil, von Turlin oder Ulrich Turheim, einem Dichter des Schwäbischen Zeitpunctes. Aus einer Handschrift heraus gegeben, durch *W. J. C. G. Casparson.* Cassel, bey I. I. Cramer, 1781. 1. Alph. in gr. 4.

Da Deutschland die Ausgabe dieses ehrwürdigen überrestes seiner alten Dichtkunst der patriotischen Freygebigkeit des Durchlauchtigsten Fürsten zu danken hat, in dessen vortreflichen Bibliothek zu Cassel sich die Urschrift desselben befindet, so wird es sich auch von der lebhaftesten Erkenntlichkeit durchdrungen fühlen, und wie der Herausgeber in der Zuschrift sich sehr schön ausdruckt, den erhabenen Fürsten bewundern, welcher die Denkmahle seiner Väter den Griechischen und Römischen an die Seite setzt. Die Ausgabe selbst hat es dem gelehrten und verdienten Hrn. Prof. Casparson zu verdanken, der sich dadurch ein vorzügliches Verdienst um die alte Deutsche Litteratur erworben hat.

Die Handschrift selbst ist für den Landgrafen Heinrich den Eisernen 1334 mit aller einem solchen Fürsten angemessenen Pracht verfertigt, indem sie allein in dem ersten Theile sechzig Gemählde und Figuren hat, ausser welchen noch zu verschiedenen andern Platz gelassen ist. In der Vorrede beschreibt der Hr. Herausgeber die ihm bekannten Handschriften anderer Büchersäle, worunter die Wolfenbüttelsche vorzügliche Aufmerksamkeit verdienet, weil sie um ein beträchtliches älter ist, als die Casselsche, und in den damahligen Zeiten, da die Kritik noch so ganz unbekannt war, und man bey den Abschriften nur auf den gegenwärtigen Gebrauch sahe, die Abschreiber ihren Text nicht selten nach der Sprache ihrer Zeit und ihrer Provinz ummodelten. Herr Professor Eschenburg in Braunschweig hat diese Wolfenbüttelsche Handschrift seitdem in dem 5ten Bande der Lessingischen Beyträge zur Geschichte und Litteratur S. 77. f. beschrieben, und die vornehmsten Abweichungen von der Casselschen bemerket, welche zum nützlichen Gebrauche des gedruckten Textes nunmehr unentbehrlich sind. Die übrigen in der Vorrede angeführten Handschriften sind die zu S. Gallen, die Hannöverische, zwey ehemahlige Uffenbachische, welche sich jetzt zu Hamburg befinden, eine ehemahlige Wienerische, welche aber verlohren gegangen ist, und eine Vaticanische.

Da

Da der Held des Gedichtes kein eigentlicher Deutscher ist, und man im Französischen ein ähnliches sehr altes romantisches Gedicht, Le Roman de Guillaume d' Oranges surnommé au court né, hat, so wirft Hr. Casparson die Frage auf, ob das Deutsche aus diesem entlehnet worden, oder gar eine Übersetzung desselben ist. Wenn man nach dem ähnlichen Verfahren anderer Dichter dieser Zeit, und den vielen in dem Deutschen Gedichte vorkommenden Französischen Nahmen und Wörtern urtheilen soll, so scheinet, wo nicht das letzte, doch das erste überwiegend wahrscheinlich zu seyn. Die Dichter dieser Zeit entlehnten ihren Stoff immer gern von andern, nur daß jeder ihn auf seine Art bearbeitete; denn an eigentliche und getreue Übersetzungen muß man hier nicht gedenken. Selbst Veldeks Virgil und Albrechts von Halberstadt Ovid, sind solche Umkleidungen. Übrigens würde sich diese Frage, so viel das gegenwärtige Gedicht betrift, sehr leicht entscheiden lassen, da sich von dem eben genannten Französischen Gedichte auch eine Abschrift aus dem 13ten Jahrhunderte auf der öffentlichen Bibliothek zu Bern befindet, welche Hr. Sinner in seinem Catalogo Codd. Mſ. Bibl. Bernenſ. Th. 3, S. 333, beschrieben hat.

Hr. Casparson sucht zwar den Beweisgrund, welchen man von den vielen in dem Gedichte vorkommenden

Französischen Wörtern entlehnen könnte, dadurch zu entkräften, daß viele dieser Wörter doch im Grunde Deutschen Ursprunges sind; z. B. Batallie komme von dem alten Deutschen Bat, ein Prügel, und batten, schlagen, her, Campagne, von Kamp, ein Lager oder Krieg, Marechal von Mare, ein Pferd, und Schalk, Knecht, Sergeant, von schergen, u. s. f. Das hat freylich seine Richtigkeit; allein es mögen nun die Wurzeln überreste der Gallier oder der Franken seyn, so ist doch unläugbar, daß die spätern Franzosen sie auf ihre Art angekleidet, ausgebildet, und mit ihren eigenen Ableitungssylben versehen haben, daher sie nun eben so gut für ächt Französische Wörter gelten müssen, als andere. Hätte der Deutsche von batten, schlagen, ein Substantiv bilden wollen, ein Gefecht zu bezeichnen, so würde es Gebatte, oder Batterey, und in den ältesten Zeiten Battel, und nicht Bataille lauten. Es gehet mit den Wörtern, wie mit den Trachten und Moden, wo oft so wohl ältere als fremde zum Grunde liegen, welche Frankreich nur auf seine Art aufstutzt, und seinen Nachbarn zurück giebt, ohne daß sie dadurch an der Ehre, Französisch und ausländisch zu seyn, etwas einbüßen.

Beyläufig kommt in der Vorrede noch eine sehr schätzbare Nachricht von einem andern ähnlichen gleichfalls zu

Cassel befindlichen Ritter-Romane, von Herzog Wilhelm von Brabant, vor, welcher bisher sehr unbekannt gewesen ist, und worin sich unter andern eine hier ganz mitgetheilte weitläufige überaus wichtige Stelle befindet, woraus man theils die wahren Verfasser mancher bekannten Dichterischen Werke dieser Zeit, theils verschiedene bisher ganz unbekannte Dichter kennen lernet, für deren Aufspürung und Mittheilung Hr. Casparson den wärmsten Dank aller Freunde unserer alten Litteratur verdienet. In dieser Stelle wird unter andern auch Ulrich von Thürheim, Verfasser des Wilhelm von Oranse, als einer der ersten und besten unter den Schwäbischen Dichtern genannt, welcher bald nach dem Anfange des 13ten Jahrhunderts gelebt haben muß; und dieses ist auch alles, was man von ihm weiß. Von seinen übrigen Lebensumständen hat Herr Casparson weiter nichts auffinden können, und eben so wenig weiß ich davon nachzuweisen, ob ich gleich seit mehrern Jahren alle vorhandene Nachrichten von den Schwäbischen Dichtern sorgfältig gesammelt habe. Man muß also warten, bis etwa ein glückliches Ungefär einmahl ungedruckte jetzt noch in dem Staube alter Büchersäle schlummernde Nachrichten an das Licht bringt, dergleichen in den neuesten Zeiten bereits mehrere bekannt gewroden sind.

Was das Gedicht selbst betrift, so bestehet es eigentlich aus drey Theilen, einem Ritter-Romane dieses Wilhelms von dem Wolfram von Eschelbach, welchen Ulrich von Thürheim durch zwey Bücher so wohl am Anfange, als auch am Ende erweitert hat, so daß Eschelbachs Arbeit den zweyten Theil ausmacht. Was hier geliefert wird, ist der erste Theil, oder Thürheims weitere Ausführung dessen, was Eschelbach zu Anfange seines Gedichtes nur kurz von seinem Helden erzählet. Die Ausgabe ist, wie schon gedacht worden, bloß nach der Casseler Handschrift veranstaltet worden, und das Äußere ist des erhabenen Fürsten würdig, dessen Freygebigkeit das Publikum diese Ausgabe zu verdanken hat. Selbst einige Gemählde aus der Urschrift sind mit abgestochen, welche die Kenntniß des Äußern der damahligen Zeit gar sehr befördern; diese sind, ein liegender verwundeter Ritter, eine Ertheilung der Ritterschaft durch Umgürtung, und eine Blide oder große Schleuder bey Belagerungen. Größere Kupfer werden in den beyden folgenden Theilen versprochen. Herrn Caspars Verdienst um die Ausgabe wird niemand verkennen können, welcher weiß, mit wie vielen Hindernissen und abschreckenden Beschwerden Arbeiten dieser Art verbunden sind, welche nur der Beyfall der Kenner einiger Maßen belohnen kann. Da die noch in der That sehr dun-

dunkele Geschichte nicht allein unserer Litteratur, sondern auch der Sitten, Künste und Gebräuche in den mittlern Zeiten auf keine andere Art aufgekläret werden kann, als durch häufige Ausgaben solcher Denkmähler dieser Zeit: so ist recht sehr zu wünschen, daß dieser Beyfall stark genug seyn möge, Herrn Casparson zur Ausgabe nicht allein der beiden noch übrigen Theile, sondern noch mehrerer ähnlicher Gedichte der mittlern Zeit aufzumuntern.

Da der Inhalt dieses Werkes als Dichtung betrachtet, nicht für dieses Magazin gehöret, so halte ich mich auch nicht länger dabey auf; zumahl da ich Gelegenheit haben werde, an einem andern Orte ausführlicher davon zu sprechen.

7.

Noch etwas über Deutsche Sprache und Litteratur, auf Veranlassung der Berlinischen Monathsschrift.

Eben da der vorige vierte und fünfte Aufsatz bereits abgedruckt waren, erhalte ich das zweyte Stück der Berlinischen Monathsschrift, welche von den Herren Gedicke und Biester, zweyen Männern, deren Verdienste mir sehr schätzbar sind, veranstaltet wird. Es kommen daselbst gleichfalls einige Zweifel über meine Behauptung von der Deutschen Sprache und Litteratur vor, und ob sie gleich auch nur Nebendinge betreffen, so enthalten sie doch einige Winke zu neuen Erörterungen, daher ich, mit übergehung dessen, was bereits in dem vorigen beantwortet worden, noch einmahl auf diesen Gegenstand kommen muß. überhaupt wünschte ich, daß diese Sache, wenigstens was die Sprache betrift, einmahl auf eine völlig unwiderlegliche Art entschieden werden möchte, daher mir jeder Widerspruch, wenn er wie der gegenwärtige, aus Liebe zur Wahrheit herrühret, nicht anders als angenehm seyn kann. Unsere schöne Litteratur liegt mir weniger am Herzen, außer so

fern sie von der Sprache unzertrennlich ist; allein, da ich noch nicht genöthiget bin, meine Behauptung davon fallen zu lassen, so kann ich meine Vertheidigung immer noch auf sie mit erstrecken.

Herr Doctor Biester bestreitet meinen Satz aus der Obersächsischen Aussprache, Sprache oder Mundart selbst, und Litteratur. „Die Obersachsen, heißt es, „sprechen mit einem unangenehmen in das Jüdische fal„lenden Singen, sie haben das widerliche mir statt wir, „und die höchst seltsame Verwechselung das b und d mit „p und t.“ Daß die Obersächsische Aussprache singend ist, ist mir ganz etwas neues. Ich weiß wohl, daß Magdeburger, Quedlinburger, Halberstädter und selbst Märker, wenn sie Hochdeutsch reden wollen, etwas Singendes haben, aber von eigentlichen Obersachsen wüßte ich das nicht. Daß Obersächsische Prediger, wenn sie in andern Provinzen befördert werden, sich erst ihren eigenthümlichen Ton abgewöhnen müssen, wenn sie verstanden werden wollen, kann seyn; allein denn bleibt es noch immer die Frage, ob die Schuld nicht vielmehr an dem herrschenden Tone der andern Provinzen liegt. Obersächsische Schauspieler können um der Aussprache willen in Wien nie ihr Glück machen; könnte man daraus wohl folgern, daß die Österreichische Aussprache der

Obersächsischen vorzuziehen sey? Die Verwechselung des mir und wir ist ein Fehler der untern Classen, nicht allein in Obersachsen, sondern in mehrern andern Provinzen. Die Verwechselung der weichen Hauptlaute b und d mit den harten p und t ist gegründet, aber nicht den Obersachsen eigen, sondern ein gemeiner Fehler aller Oberdeutschen. Er beweiset also weiter nichts, als daß der höchste Grad der Vollkommenheit nirgends ist. Die Niedersachsen verwechseln dagegen g und k, ch oder g und j, welches ein weit größerer Übelstand ist. Die Ungelenkheit der Sprachwerkzeuge ist eigentlich kein Vorwurf. Nationen, welche in ihrer Muttersprache an harte Laute von Jugend auf gewöhnet sind, und dadurch eine größere Gelenkheit ihrer Sprachwerkzeuge erworben haben, lernen sanftere und leichtere Sprachen eher als umgekehrt. Daher Franzosen und Italiäner das Deutsche so schwer aussprechen. Die Ungelenkheit der Obersächsischen Sprachwerkzeuge und die Ungeschicklichkeit der Obersachsen, andere Mundarten nachzuahmen, würde also beweisen, daß die Obersächsische Aussprache sanfter, leichter und reiner ist, als die Aussprache der Provinzen, daher Obersachsen die Härten und Nebentöne der letztern nicht so leicht nachahmen können. Gesetzt aber auch, die Obersächsische Aussprache wäre fehlerhaft, (welches sich denn doch nicht nach der Aussprache

che der Provinzen würde beurtheilen lassen,) so beweiset das in der Hauptsache nichts. Soll doch das Toscanische von gebohrnen Römern besser ausgesprochen werden, als in Florenz und Siena selbst.

In Ansehung der **Mundart** selbst giebt Herr Biester zu, daß die Obersächsische Mundart einmahl die allgemeine Schrift- und höhere Gesellschaftssprache geworden ist, zweifelt aber doch, daß diese Provinz noch jetzt als die Stütze der Sprache angesehen werden müsse. Ich werde diesen Zweifel am Ende zu heben suchen; hier halte ich mich nur bey dem gegebenen Beyspiele auf. „Gesetzt, heißt es, jemand reisete, um sich zu unter„richten in das neue, (eigentlich schon dritthalb Jahr„hundert alte) Athen; soll er, sobald er da einige Leu„te reden höret, nun was er hört, sogleich für richtig „halten? Herr A. selbst sagt, es gebe auch in Obersach„sen Provinzial-Dialecte, es giebt niedrige Stände, „die falsch sprechen, es giebt auch wohl einen Fehler, „den selbst gebildetere begehen. Wie soll es nun der „aus der Provinz kommende Lehrling machen? wie soll „er prüfen? Ohne Zweifel doch durch die klassischen „Schriftsteller." — Gut, aber was sind classische Schriftsteller? worin sind sie classisch? oder wonach muß ihr classisches Ansehen beurtheilet werden? gesetzt, ein

solcher Lehrling lieset in einem classischen Schriftsteller: es thut mir ahnde, man hat ihn todter fortgetragen, er lieset im Gellert: o thäte nicht sein böser Hund! muß er nun das, was er liest, sogleich für richtig halten? Beyde befinden sich in einer und eben derselben Verlegenheit, und ich weiß für beyde nur ein einiges Mittel, sich aus derselben zu helfen, wenn sie wirklich noch Lehrlinge sind, d. i. den Grad der feinen Empfindung noch nicht haben, der das Schickliche oder Unschickliche in der Sprache dunkel empfindet. Die Natur der Sprache und allgemeine Regeln entscheiden hier nichts, weil wir keine allgemeine Deutsche Sprache haben, aus welcher nebst der Schriftsprache alle übrigen Mundarten hergeflossen wären, und ich getraue mir jeden Sprachfehler, jeden Barbarismum und jede Provinzial-Eigenheit aus der Natur der Sprache zu rechtfertigen. Soll der Ausdruck classische Schriftsteller kein leerer Schall seyn, so muß sich doch ein Grund angeben lassen, warum ein Schriftsteller classisch ist, und es muß sich zeigen lassen, in wie fern er es ist. Dieser Probierstein ist nun seit der Schöpfung her die gesellschaftliche Sprache der ausgebildetsten Provinz in den obern Classen gewesen, und ich bin überzeugt, daß kein anderer möglich ist. Nimmt man diese Stütze weg, so fällt aller Begriff von classischen Schriftstellern von selbst dahin.

dahin. Daß der durch alle Provinzen zerstreute ausgebildetste Theil einer Nation dieser Probierstein nicht seyn könne, weil unter diesem keine einförmigen Analogien möglich sind, hoffe ich im vorigen gegen den Deutschen Merkur erwiesen zu haben.

„Die Prüfung nach classischen Schriftstellern, fährt „Herr Biester fort, ist auch auf den Fall desto sicherer, „wenn eine andere Provinz das Recht gebrauchte, wel„ches Obersachsen gebraucht hat, eine andere Schrift„sprache einzuführen.“ Ich bemerke dabey: 1. Man kann wohl nicht eigentlich sagen, daß Obersachsen eine Schriftsprache eingeführet hat. Die Obersächsische Mundart ist von den übrigen Provinzen nach und nach freywillig angenommen worden, und zwar aus eben den Ursachen, warum die Mundart des in einem eingeschränkten Raume lebenden ausgebildetsten Theiles einer jeden andern Nation zur Schriftsprache angenommen worden. 2. Sollte ja einmahl die Mundart einer andern Provinz Deutschlands Schriftsprache werden, wozu doch noch gar kein Anschein vorhanden ist, so würden auch unsere bisherige classische Schriftsteller ganz natürlich aufhören, classisch zu seyn, und zwar eben so sehr, als die Schriften des Schwäbischen Zeitpunctes jetzt nicht mehr classisch sind. Es würde alsdann nichts classisch

seyn

seyn können, was nicht den Analogien der neuen Schriftsprache gemäß ist, und nur in so fern, als es ihr gemäß ist.

Herr Biester fängt seinen dritten Abschnitt, welcher die Litteratur betrift, mit der Frage an: „Sind wirk„lich alle unsere guten Schriftsteller in Obersachsen ge„bohren?“ Ich sehe nicht ein, was denselben zu dieser Frage bewegen konnte, finde auch nicht, daß sie aus meinem Hauptsatze folgt. Ich behauptete nur, daß Schriftsteller in Rücksicht der Sprache nur in so fern gut und classisch seyn können, als sie die in Obersachsen veredelten Analogien in Rücksicht alles dessen, was blos zufällig und conventionell ist, befolgen; und das können sie nun ohne Rücksicht auf ihren Geburtsort. Es ist mir das Gegentheil so wenig eingefallen, daß ich auch die Vorwürfe, welche mein Gegner in dem Deutschen Merkur Gottscheden und durch ihn der Obersächsischen Sprache und Litteratur machte, nicht einmahl damit niederzuschlagen suchte, daß er kein Obersachse, sondern ein Preusse war.

Ich komme auf das wichtigste in Herrn Biesters Widerspruche, und damit es desto mehr einleuchte, und ich mich desto kürzer fassen könne, so will ich es mit meinen Gegengründen in Verbindung bringen.

1. Ich

1. Ich fange wieder bey der Einheit an, und frage Müssen Sprache und Litteratur, wenn sie schöne National-Sprache und Litteratur seyn sollen, eine gewisse Einheit haben oder nicht? Ich habe immer geglaubt, daß diese Frage nicht leicht verneinet werden könnte, weil Einheit in der Mannigfaltigkeit mit zu dem Begriffe der Schönheit gehöret, und bey der Sprache das Wesen und die Absicht derselben ganz auf dieser Einheit beruhet. Allein Hr. D. Biester scheinet anderer Meinung zu seyn, indem er es als einen Vortheil für Deutschland ansiehet, daß die Nation in der Sprache noch keine Fesseln trägt, keine Akademie wie in Frankreich, kurz für die Sprache noch kein symbolisches Buch *) hat. Läßt sich das erweisen, nun so muß ich frey=

*) Herr Biester ist überhaupt kein Freund von symbolischen Büchern; allein, so fern sie dazu dienen, Einheit in der Mannigfältigkeit im Aeußern zu erhalten, so scheinen sie mir nicht allein sehr unschädlich, sondern unter gewissen Umständen auch sehr nothwendig zu seyn. Der mit ihnen verbundene Zwang ist für die Freyheit des Menschen zugleich sehr unnachtheilig, weil die Verbindlichkeit, die er auflegt, völlig freywillig ist. Wenigstens finde ich sie weit menschlicher, als wenn man Despotismus und große stehende Armeen zu dem Mittelpuncte der Einheit macht. Ueberhaupt ist es seit einiger Zeit Mode geworden, auf alle Einschränkungen der bürgerlichen Gesellschaft zu zürnen; ohne zu bedenken, daß natürliche Freyheit und bürgerliche Gesellschaft ohne Widerspruch nicht zusam=

freylich meinen ganzen Satz aufgeben; aber dann müssen wir auch allen Ansprüchen auf Schönheit und nationale Eigenthümlichkeit der Sprache und Litteratur entsagen, weil sich beyde ohne Einheit in der Mannigfaltigkeit nicht gedenken lassen. Allein in ein Paar andern Stellen empfiehlet Herr Biester doch die Reinigkeit der Sprache und spricht von classischen Schriftstellern. Beyde stehen mit der vorigen Behauptung in einem Widerspruche, weil sie eine Einheit voraus setzen, wenn sie sich sollen denken lassen. Doch vielleicht verstehen wir nur einander nicht, daher ich mir über diesen Punct nähere Erläuterungen ausbitten muß. Fällt die Ein-

zusammen gedacht werden können, und daß der Mensch schlechterdings immer mehr von seiner natürlichen Freyheit aufopfern muß, je näher die bürgerliche Gesellschaft zusammen rückt, oder mit andern Worten, je mehr ein Staat an Volksmenge, Wohlstand und Cultur zunimmt. Freylich sind diese Einschränkungen sehr vielfacher Modificationen fähig: allein ich würde doch immer symbolische Bücher vielen andern vorziehen, welche man in manchen Staaten an ihre Stelle setzt. Der Einwurf, daß durch dergleichen Verbindlichkeit alle Kraft des Geistes und des Genies eingeschränket werde, sagt viel zu viel. Die bürgerliche Gesellschaft schränkt auch die Kraft des Körpers ein, und eine unbegränzte Anwendung beyder gehöret in die Canadischen Wildnisse, wo für beyde Feld genug ist. Die gesellschaftliche Verbindung bestehet ja eben in der Einschränkung der Kräfte so wohl des Leibes als des Geistes auf gewisse bestimmte Punkte.

Einheit weg, so hat unser ganzer Streit ein Ende; erhält sie sich aber, so ist nun freylich zu untersuchen:

2. Worin diese Einheit bestehet, worauf sie sich erstrecken muß, und was ihr unbeschadet mannigfaltig seyn kann? In Ansehung der Sprache ist diese Frage sehr bald beantwortet; denn so wenig alles in derselben ganz willkührlich ist, so sehr ist doch alles in derselben conventionell, daher es hier nur darauf ankommt, daß die für eine Schriftsprache einmahl angenommenen Analogien beobachtet werden. Auch bey der strengsten Befolgung derselben bleibt immer noch erlaubter Stoff genug zur Mannigfaltigkeit übrig, weil jene sich nur auf das erstrecken, was zur Erreichung der Absicht der Sprache, der möglichst leichten Verständlichkeit, gehört. In Ansehung der Litteratur scheinet sich die Frage ein wenig schwerer beantworten zu lassen; allein ich glaube, die Schwierigkeit wird sich heben lassen, wenn man schöne Litteratur überhaupt von der schönen National-Litteratur absondert, und die Begriffe beyder weiter verfolgt. Da dieser ganze Punct für mich nur Nebensache ist, so werde ich mich auch nicht lange dabey aufhalten. Die schöne National-Litteratur setzt die schöne Litteratur überhaupt voraus, so wie positive Gesetze natürliche voraus setzen. Die erste schränkt die letz-

letztere ein, und dient ihr zur nähern Bestimmung. In der schönen Litteratur überhaupt gründet sich die Einheit auf die allgemeinen Begriffe des Schönen, und diese lassen sich freylich aus den Alten (nach Absonderung dessen, was bey ihnen national war,) herleiten, weil sie uns in Ermangelung des wahren Originales zum Muster dienen. Aber in der schönen National-Litteratur auch? — Gewiß nicht, denn schon der Nahme giebt es, daß hier die Einheit ganz auf das gegründet werden muß, was nach den conventionellen Begriffen jeder Nation schön und wohlanständig ist. Eine Rede des Demosthenes, ein Lustspiel des Aristophanes können Meisterstücke der schönen Griechischen Litteratur und, wörtlich übertragen, für uns abscheulich seyn, weil die Sitten und alle conventionelle Begriffe des Schicklichen und Wohlanständigen so sehr verschieden sind. Was aber eigentlich conventionell oder national ist, kann wohl nicht leicht streitig seyn; es gehöret dahin außer der Sprache und dem darin gegründeten Wohlklange, Ton- und Sylbenmaße, der dem Clima und Volke eigenthümliche Schwung des Geistes, Gang der Begriffe und deren Ausdruck durch Worte, die jeder Nation eigenen Begriffe des Wohlanständigen und Schicklichen, Sitten und Gebräuche, kurz alles, worin sich eine Nation von der andern unterscheidet. Ich überlasse

es

es andern, diese Begriffe zu widerlegen, oder zu erweitern, und leite zu meinem Gebrauche nur folgende Schlüsse daraus her. 1. Ohne Befolgung der allgemeinen Begriffe des Schönen findet keine schöne Litteratur überhaupt Statt. Da nun Regeln verbindliche Vorschriften sind, welche aus diesen allgemeinen Begriffen abstrahiret worden, so läßt sich auch ohne deren Befolgung keine schöne Litteratur denken. *) 2. Ohne Beobachtung dessen, was jeder Nation eigen und in ihr conventionell ist, läßt sich keine schöne National-Litteratur denken. 3. Classische Schriftsteller so wohl in der Sprache als Litteratur können nur diejenigen seyn, welche der Einheit in beyden Stücken am nächsten kommen, und sie sind nur in so fern classisch, als sie diese Ein-

*) Um hier nicht wieder mißverstanden zu werden, bemerke ich, daß ich bloß von dem Herrschenden und Allgemeinen in der Litteratur rede. Wenn ein Mann von der Stärke und Fülle des Geistes und von dem ausgebildeten Geschmacke wie Göthe, einmal ein regelloses Product als ein Spiel der Muse in die Litteratur wirft, so wie sich auch wohl ein Correggio in einer glücklichen Laune eine Caprice erlaubt, so haben beyde gewiß nicht die Absicht, die Befolgung der Regeln, des Costume u. s. f. dadurch zu verbannen, und wenn dann doch ein Heer geist- und verstandloser Nachahmer das aufraffet und das Wesen der schönen Litteratur und Kunst in der Unregelmäßigkeit suchet, so ist das gewiß nicht ihre Schuld.

Einheit erreichen. — Das sind nun freylich Fesseln, welche der Kraft des Geistes und Genies angeleget werden; aber nicht bloß wohlthätige, sondern schlechterdings nothwendige Fesseln, ohne welche das Genie in einem unbegränzten Raume ohne Absicht, Mittel und Endzweck seine Kraft verbrauset. Ein wohl gebautes aber ungebändigtes Roß kann immer ein schönes Roß seyn, aber wer wird ihm nicht ein eben so wohlgebautes Pferd vorziehen, dessen Kräfte auf den engern Punct eingeschränket sind, in welchem es allein nützlich werden kann? Und wenn nun das Roß oben darein übel gebauet ist und nichts regelmäßiges hat? Ich frage nunmehr einen jeden, ob wir mit Verschmähung aller Regeln und Vorschriften wohl eine schöne Litteratur haben können? Und ob wir wohl eine schöne National-Litteratur haben können, wenn mit Beyseitsetzung alles uns Eigenthümlichen das Eigenthum aller andern Nationen auf Deutschen Boden verpflanzt wird? Ob unsere Litteratur eine Einheit hat, wenn bald morgenländische, bald Lapländische Schwünge des Geistes, bald fremde Sylbenmaße *), bald Barden- und Druiden-Religion, u. s. f. darin

*) „Attiker, sagt Herr Biester, erfanden neue Sylbenmaße, „aber Rammler soll das nicht!“ Ich antworte: 1. Erfunden wird in der menschlichen Gesellschaft eigentlich nichts, son-

darin herrschen, kurz wenn unsere schönen Schriftsteller eben so wenig Einheit haben, als hundert Mahler aus

sondern nur aus dem, was Bedürfniß, locale und conventionelle Umstände schon dunkel angegeben hatten, mit klarem Bewußtseyn heraus gehoben, und der Absicht bequemer und angemessener gemacht. Was im eigentlichsten und schärfsten Verstande erfunden wird, ist für die menschliche Gesellschaft nur selten wirklich nützlich. 2. Weder Pindar noch Attiker haben wohl in diesem schärfsten Verstande Sylbenmaße erfunden, sondern was schon in der Sprache, dem Tone, dem Tonmaße, und dem conventionellen Begriffe des Wohlklanges dunkel lag, heraus gehoben, näher bestimmt, und mit Bestimmtheit angewandt. 3. Diese Sylbenmaße waren also für Griechenland national, weil sie aus den conventionellen Begriffen des Volkes und dem Eigenthümlichen ihrer Sprache hergenommen waren. Sind sie das aber auch für uns? Für uns, deren Sylbenmaß von dem prosaischen Tonmaße gar nicht verschieden ist? Für uns, die wir von der musikalischen Declamation, worauf sich das Sylbenmaß der Alten gründete, nicht den mindesten Begrif mehr haben? Können sie also wohl ein Theil unserer National-Litteratur ausmachen? 4. Erfinden, in dem guten und unschädlichen Verstande genommen, ist freylich bey der ersten Einrichtung nothwendig; aber hat es nicht auch seine Gränzen? Will man nur immer fort erfinden und nie anwenden und ausbilden? 5. Rammler, ein mir sehr schätzbarer Nahme, stehet hier gewiß am unrechten Orte. Er, der sich schon als einen der ersten und reinsten National-Dichter gezeiget hat, hat zuverlässig nie die Absicht gehabt, den aus dem Innern unserer Sprache und unserer Begriffe von dem Wohlklange hergenommenen Versbau zu verdrängen, und einen fremden an dessen Stelle einzuführen, der in unsere National-Litteratur nicht paßt.

hundert verschiedenen Schulen, welche sich in weiter nichts ähnlich sird, als daß sie einerley Farben, Firniß und Pinsel gebrauchen, und sich auch wohl noch darin von einander unterscheiden wollen. Die nächste Frage ist nun:

3. Welches der Mittelpunkt dieser Einheit ist, und wie sie erhalten wird? 1. Für Sprache als Sprache, und für schöne Litteratur als schöne Litteratur sind es freylich allgemeine Regeln und Grundsätze, nur mit dem Unterschiede, daß sich in der Sprache sehr wenig darnach bestimmen läßt, weil in allen Sprachen fast alles conventionell ist. 2. Für dieses conventionelle nun, es gehöre übrigens in die Sprache, oder in die Litteratur, oder in den Geschmack überhaupt, kann kein anderer Probierstein der Einheit seyn, als der in einem engen Raume beysammen lebende ausgebildetste Theil der Nation, weil nur hier alles dasjenige Conventionelle entstehen kann, was zu dem Begriffe einer schönen National-Sprache und Litteratur gehöret. Ich habe das im vorigen gegen den Deutschen Merkur erwiesen, und halte mich daher hier nicht weiter dabey auf. Hr. D. Biester scheinet auch darin mit mir einig zu seyn, weil er zugestehet, daß Obersachsen einmahl Deutschlandes Attika gewesen ist.

4. Sind

4. Sind aber Sprache, Litteratur und Geschmack dem Orte nach ganz an diesen im engen Raume beysammen befindlichen ausgebildetsten Theil, oder an die ausgebildetste Provinz gebunden, so daß außer derselben keine gute Schriftsteller möglich sind? — Nichts weniger als das, und ich sehe nicht, wie das aus den vorigen Sätzen folgen kann, obgleich so wohl Herr D. Biester als auch der Deutsche Merkur es daraus herleiten wollen. Es kommt hier bloß auf die oben bestimmte nationelle Einheit an, nicht aber auf die Provinz des Schriftstellers. Die blühendste Provinz und alle einzele Personen außer derselben, welche sich ihre Einheit gefallen lassen, machen nur ein Ganzes aus, und der fernere Unterschied unter ihnen bestehet bloß in den grössern oder geringern Fähigkeiten des Geistes, und in der größern oder geringern Befolgung der Einheit; denn selbst in Obersachsen gibt es Schriftsteller genug, welche diese Einheit verfehlen. Also weiter.

5. Ist diese ausgebildetste Provinz auf immer der Probierstein und die Richtschnur der Sprache, der Litteratur und des Geschmackes der Nation, oder ist sie es nur eine gewisse Zeit lang, und wie lange ist sie es? — Ohne Zweifel ist sie es so lange, als sie der ausgebildetste Theil der Nation ist, denn das folgt, so viel ich

sehe, ganz aus den Begriffen so wohl der Ausbildung als der Einheit. Allein den Grad der Ausbildung einer Provinz gegen die andere zu bestimmen, muß man nicht einzele Personen gegen einzele Personen, sondern das Ganze gegen das Ganze setzen. Wenn in diesem Falle andere Entscheidungsgründe fehlen, so ist das Verhältniß der Volksmenge gegen den Raum eines der sichersten, obgleich kein ganz untrügliches *) Mittel. Ich habe in dem vorigen dritten Stücke S. 48. bemerkt, daß in Ober-Sachsen 3000 Seelen auf eine Quadrat-Meile kommen, dagegen Schlesien nur 2150, und die meisten übrigen Deutschen Provinzen deren nur zwischen 1000 und 2000 zählen können. Hier läßt sich also sicher von der Volksmenge auf die Cultur schließen.

6. Ist der Grad der Ausbildung, zu welcher diese blühendste Provinz die Sprache und Litteratur gebracht hat, das non plus vltra zugleich für die übrigen in den Pro-

*) Z. B. da nicht, wo die Volksmenge ganz auf einen einzigen unwandelbaren Punct gestimmt ist, wie in Holland auf die Handlung. Auch da nicht, wenn eine sehr bevölkerte und folglich auch sehr ausgebildete Provinz außerordentlich entvölkert wird, wo bey den übrig gebliebenen eine Zeitlang mehr Cultur übrig bleibt, als sich aus dem Verhältnisse ihrer Anzahl zu dem Raume schließen läßt, und so auch umgekehrt.

Provinzen zerstreuten Glieder, oder können diese Sprache und Litteratur weiter fortbilden? Wenn die Fortbildung mit der strengsten Befolgung der einmahl festgesetzten Einheit geschiehet, so sehe ich nicht ein, warum ich nicht die letzte Frage bejahen sollte, weil alle, die diese Einheit annehmen, Theile eines einigen Ganzen sind.

7. Kann nicht Deutschlands Attika an Geist und Kraft erschlaffen, und auf seinen Lorbern entschlummern? Und soll es, wenn es das thut, dennoch überall dem Griechischen Attika verglichen werden, immer noch das Tribunal der Sprache und Litteratur der übrigen Provinzen seyn? Dieß ist eigentlich Hrn. Biesters Hauptfrage, die er verneinet, um dem mächtigen Genie alle Schranken wegzunehmen, damit es Sprache und Litteratur nach eigenem Gutdünken weiter fortbilden könne. Nach dem, was im vorigen voraus geschickt worden, wird sich leicht darauf antworten lassen. 1. Ich gebe es zu, daß Sachsen erschlaffet ist, und daß es auf seinen Lorbern schlummert, und habe eben daraus im ersten Stücke dessen verlohrnen Einfluß auf die Provinzen hergeleitet. Aber wenn nun Sachsen gleich schlummert, so schlummert doch die von demselben gegründete Einheit nicht, oder sollte vielmehr nicht schlummern.

War der Gang, welchen unsere Litteratur von 1740 bis 1760 hatte, an und für sich, ohne auf den Grad der innern Stärke zu sehen, ein reiner guter National-Gang, so muß er es auch noch jetzt seyn, Sachsen mag so fest schlummern, als es will, und sollte es auch auf ewig entschlummern. Ich sehe wenigstens nicht ein, wie wir sonst eine schöne National-Litteratur behaupten wollen, wenn jeder Schriftsteller in der Provinz, bloß weil Sachsen schlummert, sich eigene Wege bahnen, und das Eigenthümliche der Nation nach seiner individuellen Willkühr bestimmen will. Es mag immer seyn, daß Sachsen selbst in seinem blühendsten Zustande sich nicht in allen Fächern zeigen konnte; man fülle diese Lücken aus, man gehe weiter, man übertreffe Sachsen, so weit man will, nur verletze man die Einheit nicht. Athen hatte Jahrhunderte auf seinen Lorbern geschlummert, und dessen Litteratur behielt immer die Stimmung, welche es ihr gegeben hatte. Herr Biester findet die Vergleichung zwischen Attika und Obersachsen übertrieben. Allein man erwäge, was Obersachsen seit dem 16ten Jahrhunderte für Deutschlands Religion, Gelehrsamkeit, Kunstfleiß, schöne und bildende Künste, Sitten, und kurz, gesunden Menschenverstand gethan hat, so wird man nicht behaupten, daß ihm durch diese Vergleichung zu viel Ehre wiederfahre. 2. Herr Biester giebt zu,

daß

daß Sprache und Litteratur von 1740 bis 1760 eine gewisse Einheit hatten, wünscht Deutschlande aber von ganzem Herzen Glück, „daß es diese Einheit nicht mehr „hat, daß jeder Schriftsteller sich des Rechts, Original zu „seyn, bedienen kann, und in Sachen der Aufklärung und „des Genies kein non plus vltra kennet.“ Das heißt mit andern Worten, daß Deutschland weder eine schöne Schriftsprache noch eine schöne National-Litteratur mehr hat, sondern in Ansehung beyder ein wahres Babel ist. „Wir haben, heißt es, einen guten oder gar vortrefli„chen Anfang gemacht, (nämlich in dem Zeitpunkt von „1740 bis 1760,) alles ist noch im Gähren, im Wer„den, alle Kräfte sind gespannt. Wer kann jetzt schon „an Stillstand denken, und wer kann also völlige Ruhe „erwarten?“ Freylich ist jetzt alles in einer Gährung; aber in was für einer? Es gibt auch eine Gährung, welche eine Folge der Auflösung ist, und ich befürchte sehr, daß unsere Gährung von dieser Art ist. Die vorher gegangene Einheit von 1740 bis 1760, welche Herr Biester einräumet, läßt solches befürchten, und ich sehe nicht ein, wie aus diesen aufgelöseten, heterogenen Theilen je wieder ein schönes Ganzes werden soll. Daß eine andere Deutsche Provinz zu dem Grade der Ausbildung und des Geschmackes gelangen solte, welchen Obersachsen jetzt noch hat, ist sobald nicht zu erwarten; am

wenigsten aber in solchen ökonomisch-militärischen Staaten, als Brandenburg und Österreich sind, wie mein Gegner im Merkur vermuthete. Sollte es aber ja geschehen, so würde eine solche Provinz doch wieder von dem Grade, worin Sachsen 1760 Sprache und Litteratur gelassen hat, ausgehen, und in dieser Einheit fortschreiten müssen. Aber es erfolge, was da wolle, so arbeiten unsere gegenwärtigen Schriftsteller, von welchen jeder Original seyn will, ganz wider ihre eigene Absicht, und verkürzen sich die Ewigkeit, welche sie nach dem natürlichen Laufe der Dinge etwa haben könnten, muthwillig selbst. Denn die Gährung mag so fortdauren, oder man mag, (wie in Italien in einem ähnlichen Falle geschehen ist,) wieder zu dem Zeitpuncte von 1740 bis 1760 zurück gehen: so werden sie bey allen Vorzügen des Geistes und des Witzes dennoch sehr bald vergessen werden; am geschwindesten aber alsdann, wenn die gegenwärtige Gährung noch eine geraume Zeit fortdauern sollte; weil sich die wenigen noch übrigen Reste der ehemaligen Einheit immer mehr verlieren müssen.

Die drey Fragen, welche Herr Biester mir am Ende vorlegt, sind theils schon im vorigen da gewesen, theils nunmehr sehr leicht zu beantworten.

1. „Ob in Absicht der Aussprache nicht die beste Orthographie unserer bewährten Schriftsteller, sondern „das jetzt lebende Obersachsen Muster seyn müsse.“ Ich frage dagegen, welches sind die bewährten Schriftsteller, deren Orthographie Muster seyn könnte? Seit 1760 will jeder Schriftsteller auch hierin Original seyn, und bildet sich seine Orthographie selbst, bloß, um sich von der bisherigen schönen Einheit auszunehmen. Sind die bewährten Schriftsteller vor 1760 darunter zu verstehen, nun so ist deren Orthographie wieder ganz auf die Sächsische Aussprache gegründet. Überhaupt scheinet mir diese Frage unnöthig, weil die der Obersächsischen Aussprache vorgeworfenen Mängel noch unbewiesen sind, unsere mächtigen Genies aber ihr Originelles, so viel ich wenigstens weiß, noch nicht bis auf die Aussprache ausgedehnet haben.

2. „Ob in Absicht der Sprache nicht unsre classischen „Schriftsteller, sondern das jetzt lebende Obersachsen „Muster seyn müsse?“ Wie aber, wenn unter classischen Schriftstellern in Absicht der Sprache, sich nur solche denken lassen, in welchen die Obersächsische Mundart am reinsten erscheinet? Kann mir Herr Biester von dem, was in der Sprache classisch ist, einen andern Entscheidungsgrund angeben, so läßt sich weiter darüber sprechen. Und

3. „Ob

3. „Ob in Absicht der gesammten schönen Litteratur „und des Geschmackes nicht das Studium der Alten, „noch der auf Kenntniß des menschlichen Herzens gegrün„dete Beobachtungsgeist, noch die mächtige Erfindungs„kraft wahrer Genies, sondern die Obersächsischen Schrift„steller uns zu Mustern und Führern dienen müssen?“ Wenn nur zu erklären wäre, wie wir auf diesem Wege den Begrif einer schönen National-Litteratur behaupten könnten, welche nicht allein Einheit, sondern auch eine schöne Einheit hat. Die mächtige Erfindungskraft wahrer Genies ist hier gewiß der schwankendste Bestimmungsgrund, der nur möglich ist, weil auch das wahreste Genie einer höhern Leitung unterworfen seyn, und in dem, was schön und national seyn soll, nach einem höhern Originale beurtheilet werden muß. Das größte Kunstgenie ist an das Costume, die Regeln der Täuschung, u. s. f. gebunden, warum nicht auch das Sprach- und Litteratur-Genie? Und wenn Herr Biester dieses einräumt, und diese Regeln aufrichtig verfolgen will, so werden wir uns, ehe wir es vermuthen, wieder in Obersachsen zusammen finden.

In einer Anmerkung wird mir noch der Vorwurf gemacht, daß ich in den Stellen, welche ich in meiner Sprachlehre aus Herrn Engels Lobrede auf den

König angeführet, Veränderungen vorgenommen, und ihnen dadurch „einen unnennbaren Reitz an Wohlklang, „Nachdruck und Schönheit, kurz ihren hohen vortrefli- „chen Numerus und Rhythmus genommen habe." Diese Beschuldigung ist hart, ich gestehe es, und sie würde hart seyn, auch wenn ich nicht die Erlaubniß hätte, mich Herrn Engels Freund zu nennen; ich muß mich daher darüber erklären. Es sind der angeführten Stellen, so viel ich weiß, nur drey, welche S. 569, 570 und 571 stehen. Ihre Abweichungen von der Urschrift sind von dreyfacher Art. 1. Einige sind wahre Druckfehler, deren meine Sprachlehre ohne mein Verschulden mehr hat, als ein solches Buch haben sollte; dahin gehören in der zweyten Stelle S. 569. nur der Unverstand meistert und siehet erstaunt, für stehet; und in der dritten S. 571, theils, was für Forderungen für (für an) einen König, theils, die Auslassung des Wortes großen vor Maschine. Ob in eben dieser Stelle, daß keine zum Ruin des Ganzen übertrieben werde, und doch auch keine mangele, für ermangele, gleichfalls ein Druckfehler ist, will ich nicht gewiß behaupten, glaube es aber. Denn obgleich ermangeln für mangeln seltener vorkommt, so ist es doch nicht ungewöhnlich. 2. In manchen Ausdrücken habe ich einige kleine Härten wegzuschaffen gesucht, besonders durch Hinzuse-

zusetzung des ausgelassenen Biegungs e, wie mit tieferm Blicke für Blick, so viele andere Talente für viel, des Wortes für Worts, muthmaßet für muthmaßt, überschauen für überschaun. Ferner in der ersten Stelle: wer nur denjenigen groß nennet, der in einem ungewöhnlichen Grade alles ist, was er soll, wo ich theils für das der, welches der feyerlichen Rede minder angemessen ist, das wahre und bestimmte Relativum welcher gesetzt, theils vor dem soll das ausgelassene Verbum seyn eingeschaltet habe, welches mir aus einem Druckfehler weggeblieben zu seyn schien, weil dessen Abwesenheit nicht allein Härte, sondern auch Dunkelheit macht. Und endlich in der dritten Stelle, wie das größte fremde Interesse, mit welcher Vorsicht (es) in das eigene zu verweben, wie ich mir das fehlende es auch nicht anders, als durch einen Druckfehler zu erklären wußte, daher ich es hinzusetzte, weil dessen Abwesenheit den ganzen Verstand verderbt. Die 3te und wichtigste Veränderung bestehet endlich darin, daß ich in der ersten Stelle das niedrige Pronomen Identitatis der nehmliche mit dem weit bessern eben derselbe verwechselt habe. Ich gestehe es, dieses Wort schien mir in einem solchen Meisterstücke, denn dafür halte ich Engels Rede wirklich, so unerträglich, daß es mir unmöglich war, es beyzubehalten. Die Ursache, warum

ich diese kleinen Veränderungen vornahm, war, weil sie in einem für Unerfahrne bestimmten Lehrbuche zu Mustern dienen sollten, wo man nicht sorgfältig genug seyn kann, alles das wegzuschaffen, was einigen Anstoß verursachen kann. Man weiß, wie geneigt Unkundige sind, wahre Schönheiten zu übersehen, und sie in auffallenden Nebendingen zu suchen. Allein ich kann mich ohne Bedenken auf die Empfindung eines jeden und Herrn Engels selbst berufen, ob durch diese kleinen Veränderungen ein unnennbarer Reitz an Wohlklang, Nachdruck und Schönheit, kurz, der hohe vortrefliche Numerus und Rhythmus weggeschaffet worden? Sollte etwas davon wohl in kleinen Sprachhärten liegen können; so müßten die Slavonischen Mundarten, welche die meiste Härte im Baue der Wörter haben, auch den meisten Reitz, Wohlklang und Numerus haben. Auch der Numerus der Rede kann dadurch unmöglich seyn zerstöret worden, weil derselbe von dem Baue der Perioden abhängt, und durch den geschickten mündlichen Vortrag seine Vollkommenheit erhält.

In-

Inhalt.

1. Von dem Geschlechte der Substantive, Seite 3.

2. Von der Declination fremder Wörter und Nahmen, S. 21.

3. Von neuen Wörtern durch die Ableitung, S. 36.

4. Über die Frage: Was ist Hochdeutsch? Gegen den Deutschen Merkur, S. 79.

5. Über die schöne Litteratur der Deutschen; auch gegen den Deutschen Merkur, S. 112.

6. Ulrichs von Thürheim Wilhelm von Oranse, heraus gegeben von Herrn Casparson, S. 127.

7. Noch etwas über Deutsche Sprache und Litteratur, auf Veranlassung der Berlinschen Monathsschrift, S. 134.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

9

20

42

46

96

147

174

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Adelung, Johann Christoph, 1734-1806

Magazin für die Deutsche Sprache

Bd.: 1,4

Leipzig (1783)

L.germ. 8-1,1/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10583305-9
VD18 80252478-001